



Josefine Schneider (1906–1942)

Eine Jüdin im kommunistischen Widerstand

GISELA HORMAYR

Fini Schneider machte sich keine Sorgen. Sie wusste, man würde sie irgendwohin abtransportieren, aber sie sagte zu mir, sie würden an einen besseren Ort kommen¹, erinnert sich Friederike „Fritzi“ Jaroslavsky (1924–2012), Tochter des 1941 hingerichteten kommunistischen Widerstandskämpfers Eduard Jaroslavsky, die im Jänner 1940, 15-jährig, von der Gestapo Wien verhaftet wurde. Im Jänner 1942 als politischer Häftling im Konzentrationslager Ravensbrück registriert, sprach sie später mit Wehmut von der Begegnung: Josefine Schneider hatte sich des jungen Mädchens angenommen und die beiden verbrachten in den folgenden Wochen immer wieder gemeinsame Zeit bei Spaziergängen auf der Lagerstraße. Sie sei immer fröhlich und optimistisch gewesen, auch als Gerüchte über bevorstehende Häftlingstransporte mit unbekanntem Ziel in den Baracken auftauchten. Fritzi Jaroslavsky erinnerte sich nicht an den Zeitpunkt, aber an den Augenblick des Abschieds von der Freundin, die ihr noch vom Lastwagen aus zuwinkte.² Von ihrer Ermordung in der Gaskammer der Tötungsanstalt Bernburg an der Saale erfuhr sie erst Jahre nach der Befreiung.

Im Auftrag Moskaus?

Josefine Schneider war 28 Jahre alt, als sie Wien verließ und eine Stelle im jüdischen Warenhaus Ornstein in der Salzburger Getreidegasse annahm. Die Beamten der Erhebungsgruppe der Gendarmerie sahen es später als erwiesen an, dass dies im Auftrag der Parteileitung der illegalen KP geschah, für die sie als Kurierin Weisungen an kommunistische Zellen in Salzburg weitergegeben habe. Über ihre Kindheit und Jugend gab sie in den zwei erhalten gebliebenen Verhörprotokollen nur wenig preis.³ Geboren am 8. Juli 1906 in Wien, besuchte Josefine hier die Volks- und Hauptschule, absolvierte eine Schneiderlehre und ver-

diente eigenen Angaben zufolge ihren Lebensunterhalt als Verkäuferin in verschiedenen Modegeschäften. Alle zwischen 1934 und 1938 nachweisbaren Arbeitsplätze befanden sich in bekannten jüdischen Warenhäusern. Josefine las Tageszeitungen aus der Schweiz und sprach mehrere Fremdsprachen, Interessen, die über ihre berufliche Tätigkeit weit hinausgingen.⁴

Zu privaten Kontakten befragt, verwies sie auf Bekanntschaften, die sich beim Schwimmen im Wiener Dianabad und auf Schiausflügen ergeben hatten. Angaben zu ihrer politischen Sozialisation erfolgten widerwillig und blieben wenig konkret. Sie sei „sozialdemokratisch und gewerkschaftlich“ organisiert gewesen⁵, erinnerte sich aber andererseits lediglich an eine etwa zweimonatige Mitgliedschaft in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP), „1927 oder 1929“. Ihren Wechsel zur KPÖ, Gegenstand einer Vernehmung vor dem Landgericht Innsbruck im August 1938, schilderte sie als selbstverständliche Entscheidung: „Ich wohnte in Wien in einem Arbeiterbezirk und infolge der Ereignisse des Jahres 1934 wurde ich eben Kommunistin.“⁶ Bereits im Jänner 1934 allerdings hatte die Polizei gegen sie wegen des Verdachts der Betätigung für die verbotene KP ermittelt. Eine Hausdurchsuchung verlief jedoch ergebnislos und die Nachforschungen wurden eingestellt.⁷

Enttäuschung und Verbitterung nach der Niederschlagung des Februar-Aufstands 1934 bestimmten auch in den Bundesländern die Stimmung in sozialdemokratischen Milieus. In Salzburg hatte die sozialdemokratische Parteiführung ohne jeden Widerstand kapituliert, und die KPÖ, die schon vor 1934 erfolgreich in den von der Arbeitslosigkeit besonders betroffenen Industrieregionen AnhängerInnen rekrutierte, konnte sich nun überzeugend als einzige kampfbereite Vertretung der Arbeiterschaft darstellen: „Kein Arbeiter reiche

seine Hand für einen Neuaufbau der SP!“⁸ Das Propagandamaterial – Flugblätter, Ausgaben der *Roten Fahne* oder des von der *Roten Hilfe* herausgegebenen *Tribunals*⁹ – kam aus Wien oder der Tschechoslowakei, geheime Druckereien vor Ort wurden mit Druckplatten beliefert. Regelmäßig von Wien in die Provinz entsandte InstruktorInnen und Kurierere hielten die Verbindung zur Parteizentrale aufrecht. Dass sie den Leitern der lokalen KP-Zellen meist unbekannt waren, erwies sich bald als bedrohliche Schwachstelle der Organisation: Die Verhaftungswellen von 1935 und 1936 gingen nicht zuletzt auf die erfolgreiche Tätigkeit von auf diesem Weg eingeschleusten Polizeispitzeln zurück.¹⁰

Im Spätsommer 1935 setzten Ermittlungen ein, nachdem die Gendarmerie „in vertraulicher Weise“ von der Existenz einer Druckerwerkstatt im Stadtteil Gnigl erfahren hatte.¹¹ In Zusammenarbeit mit den Polizeidirektionen in Wien, Innsbruck und Graz gelang es schließlich, zwanzig Mitglieder der illegalen KPÖ zu verhaften. Unter ihnen waren der Drucker Josef Schaufler und der Schlosser Hubert Ranzenberger, der bis September 1934 in Kitzbühel gewohnt hatte und von dort aus politischen Gründen ausgewiesen worden war. Er sei, so die Ermittler, von Salzburg aus als Verbindungsmann nach Tirol eingesetzt gewesen. Franz Riedler, der Freund Josefines, konnte nach vorübergehender Haft untertauchen. Sie selbst kündigte sofort ihre Stelle und hielt sich in den folgenden Wochen bei ihrem Bruder Georg in Wien auf. Ab Anfang Oktober lebte sie in Graz, wo sie sich um Arbeit im Kaufhaus S.L. Schwarz beworben hatte. Erst Monate später gelang es, sie aufzuspüren.

Vom Untersuchungsrichter des Landesgerichts Graz über Franz Riedler befragt, der ihr mittlerweile nach Graz gefolgt war, gab Josefine Schneider gleichgültig-distanziert Auskunft: Er sei nicht



Franz Riedler (1906–1937)

mehr als eine „Zufallsbekanntschaft“ gewesen, ihr vorgestellt unter dem Namen „Ernst“. Seinen richtigen Namen höre sie nun zum ersten Mal. Da er arbeitslos und ohne Einkommen war, habe sie ihn über Monate hinweg finanziell unterstützt. Dass er ein wichtiger Kurier der Parteileitung in Wien sei, halte sie jedenfalls für ausgeschlossen: „Bezüglich meines Freundes möchte ich noch erwähnen, dass ich bisher nicht die Wahrnehmung gemacht habe, dass er sich in irgendeiner Weise politisch betätigt.“¹² Gespräche über Politik habe sie mit ihm nie geführt. Am 24. Februar 1936 wurde der Fall an die Behörden in Salzburg abgegeben und die Beschuldigten einander gegenübergestellt. Die Beamten waren am Ende mit dem Erfolg ihrer Ermittlungen zufrieden und überzeugt, dass sie mit Schneider ein „Bundesleitungsmitglied“ der illegalen KPÖ enttarnt hatten, versehen mit Anweisungen für den Wiederaufbau der Partei in Salzburg. Sie seien, so die Vermutung, „direkt aus Moskau“ gekommen.¹³ Beweise für diese Annahme zu erbringen, erwies sich allerdings als unmöglich, weil Schneider auch bei den Gegenüberstellungen jede Beteiligung bestritt – „bezeichnend für ihre Wesensart.“¹⁴ Nicht nur dieses beharrliche Verweigern jedes Geständnisses empörte. In ihrem Besitz waren selbst verfasste Gedichte entdeckt worden, Ausdruck ihrer politischen Überzeugung und Entschlossenheit, den Kampf fortzusetzen – für ihre Verfolger „ein trauriges Zeichen des seelischen und moralischen Tiefstandes einer Frau!“

Trotz

*Wollt ihr auch mit harten Worten
Oder gar gesalbten Reden*

*Und mit Listen des Juristen
Mich zur Umkehr überreden
Ich geh weiter meine Straße
Höre Eure Worte nicht
Denn ich weiß dass sich der Sonne
Licht durch dieses Dunkel bricht.*

*Wenn ihr mich auch für ein Weilchen
Aus dem Rad der Zeit gedreht
Weiß ich doch dass unterdessen
Draus ' die Welt nicht stille steht.
Laßt mich ruhig auf dem Rande
Dieser breiten Straße liegen;
Werde rasten und mich stärken
Um am Ende doch zu siegen.¹⁵*

Der Prozess gegen Josefina Schneider und fünf Mitangeklagte war für den 7. Juli 1936 anberaumt und wurde unter Ausschluss der Öffentlichkeit durchgeführt, die von derart staatsgefährdenden Umtrieben in ihrer Mitte wohl nicht allzu viel erfahren sollte.¹⁶ Josefina gab sich auch während der Verhandlung ahnungslos, nach Graz sei sie nur übersiedelt, weil die dortige Stellung eine bedeutende Verbesserung darstellte.¹⁷ Zwar war auch das Gericht von den Umsturzplänen der Kommunisten überzeugt, konnte aber die in der Anklage beschworene Gefahr, die von der Gruppe angeblich ausging, nicht erkennen. Die „Zurverfügungstellung, Beschaffung und Verwendung von Deckadressen“ sei ebenso wenig als hochverräterische Betätigung anzusehen wie die Weitergabe von Informationen über Verhaftungen oder das Sammeln von Spenden für die *Rote Hilfe*.¹⁸ Die Schuldsprüche ergingen lediglich wegen „Vergehens gegen die öffentliche Ruhe und Sicherheit durch Teilnahme an einer geheimen Gesellschaft“, wofür den Richtern Arreststrafen von jeweils wenigen Monaten ausreichend erschienen. Sie waren bei allen Verurteilten durch die lange Untersuchungshaft getilgt. Josefina Schneider wurde zu zwei Monaten Haft verurteilt und sofort entlassen. Die Lokalpresse berichtete bedauernd über „milde Urteile gegen kommunistische Parteigänger“.¹⁹

Nach Abschluss des Prozesses verfügte die Polizei die „Abschaffung“ Josefina Schneiders aus Salzburg. Informationen über ihren Aufenthalt in den folgenden Wochen fehlen.²⁰ Einer späteren Aussage zufolge fand sie im Herbst 1936 eine neue Anstellung im Kaufhaus Dichter in Wien-Ottakring.²¹ Ab dem 17. Mai 1937 war sie im 9. Wiener Gemeindebezirk gemeldet und lebte damit in der Nähe ihres Arbeitsplatzes. Franz Riedler schloss sich im Juni 1937 den Internationalen

Brigaden in Spanien an, könnte also in der Zeit nach seiner Entlassung im Juli 1936 zu Josefina zurückgekehrt sein.²² Er verstarb nur wenige Monate nach Beginn seines Einsatzes im Krankenhaus von Murcia.²³ Ob Schneider je von seinem Tod erfuhr, ist unbekannt. Fest steht, dass die monatelange Untersuchungshaft und die Gerichtsverhandlung sie nicht davon abhielten, sich weiterhin für die verbotene KP zu betätigen.

„Äußerst geschickte und tapfere illegale Arbeit“

Dass sie Ende September oder Anfang Oktober 1937 im Auftrag der Partei nach Innsbruck übersiedelt sei, bestritt Josefina Schneider nach ihrer neuerlichen Verhaftung ebenso vehement wie zwei Jahre zuvor in Salzburg: „Ich stelle in Abrede, eine Beauftragte der K.P. zu sein.“ Der Grund sei vielmehr auch in diesem Fall eine bessere Anstellung im Kaufhaus Bauer & Schwarz in Innsbruck gewesen, von der sie durch eine Annonce erfahren habe.²⁴ Nach ihrer Ankunft wohnte sie einige Wochen in der Villa des Firmenbesitzers Bauer im Stadtteil Saggen und ab Anfang November 1937 im Haus der jüdischen Familie Silberstein in der Karmelitergasse.

Etwa zur gleichen Zeit erfolgte die Versetzung des KPÖ-Mitglieds und Grundwehrdieners im Bundesheer Valentin Strecha zum Artillerieregiment Nr. 6 in Innsbruck. „Über Vermittlung der Partei“, so Strecha in seinen Erinnerungen, sei er mit Josefina Schneider bekannt geworden. Für ihre Zusammenarbeit wurden von Beginn an Vorsichtsmaßnahmen getroffen: „Fini und ich haben gleich bei unserem ersten Treffen vereinbart, daß wir uns ganz legal unter unseren Namen kennen, daß wir uns in einem Gasthaus auf der Hungerburg beim Tanzen kennengelernt haben. Diese Regelung sollte sich später als sehr nützlich erweisen.“²⁵ Geplant waren regelmäßige Kontakte mit Soldaten in kleinen antifaschistischen Zellen, die mit Ausgaben des *Roten Soldaten* versorgt wurden und die ihrerseits Informationen über Missstände in den Kasernen weitergaben. Welche Rolle Josefina Schneider in dieser konspirativen Arbeit im Einzelnen spielte, geht aus den Erinnerungen Strechas nicht hervor. Sie habe jedenfalls über eigene Verbindungen zur Partei in Wien und die Parteiorganisation in Tirol verfügt.²⁶

Am 20. April 1938 – wenige Wochen nach dem „Anschluss“ – fanden erste Verhaftungen mutmaßlicher Aktivisten

der illegalen KP statt und für die Beamten der Gestapo Innsbruck bestand kein Zweifel: „Die Jüdin Schneider arbeitete hier in der K.P. unter dem Decknamen ‚Käthe‘ und hatte von der Zentralstelle in Wien den Auftrag, im Wege von Liebesverhältnissen mit Angehörigen der bewaffneten Macht, das kommunistische Gedankengut in das Heer zu tragen. Tatsächlich hat die Schneider diesbezüglich bereits Vorarbeiten geleistet.“ Sie selbst blieb in den Verhören, die auf ihre Verhaftung am 11. Mai 1938 folgten, beharrlich bei den einmal gemachten Aussagen. Bei den Männern, mit denen sie sich zu Spaziergängen oder politischen Gesprächen traf, habe es sich um ganz zufällige Begegnungen gehandelt. Zu Verabredungen sei es vor allem deshalb gekommen, weil sie und Strecha auf der Suche nach einem Zimmer waren, um ungestört kommunistische Literatur zu lesen. Die Rolle Strechas in dieser Sache sei „eine ganz passive“ gewesen, vielmehr habe ihr ein „Wiener“, dessen Name sie nicht kenne, im Jänner versprochen, kommunistische Lektüre zu besorgen. Auch der ebenfalls verhaftete Karl Mager sei nicht mehr als ein flüchtiger Bekannter gewesen. Mager hingegen, von der Gestapo als „Kreisleiter der K.P. für Tirol mit direkten Verbindungen nach Wien“ identifiziert, war scheinbar zu Erklärungen bereit: „Mager ist teilweise geständig, während die Schneider selbst bei Gegenüberstellungen alles ableugnet.“ Verhaftet wurden u.a. auch Romed Bucher, der erst im März 1938 aus Moskau zurückgekehrt war, die Hausfrau Apolonia Kraus, mit der Josefine Schneider bekannt war, und der Schneider Albert Kainz. Insgesamt vermerkt der Gestapo-Bericht ein Wiederaufleben kommunistischer Propagandatätigkeit im Raum Innsbruck und Schwaz.²⁷ Josefine Schneider habe damals eine „äußerst geschickte und tapfere illegale Arbeit gemacht“, wie sich die Tiroler Kommunistin Thusnelda Bucher später erinnerte.²⁸

Im August 1938 verhörte Richter Steinacker Josefine Schneider im Zuge der Untersuchung gegen Strecha und bemühte sich beharrlich, sie zum Geständnis einer intimen Beziehung zu bewegen. Schneider blieb auch in diesem Punkt ungerührt: „Zu irgendwelchen Zärtlichkeiten ist es nicht gekommen. Ich bin ja viel älter als er.“²⁹ Strecha führte rückblickend die ersten Einvernahmen durch die Gestapo auf die große Anzahl von Nein-Stimmen in seiner Kaserne bei der Volksabstimmung vom 10. April und die Tatsache zurück, dass

die Gestapo über seinen Aufenthalt in Moskau zwischen 1934 und 1937 informiert war.³⁰ Die Ermittlungen erwiesen sich in der Folge aus einer Reihe von Gründen als mühsam. Wie Josefine Schneider gaben auch die übrigen Verdächtigen vor, sich nicht an Namen und Treffen zu erinnern, leugneten jede illegale Betätigung oder versuchten glaubhaft zu machen, dass ihnen die Ziele der KP völlig unbekannt seien. Der erst 18 Jahre alte Rudolf Oehm, den Schneider mehrmals getroffen hatte (und den Strecha später beschuldigte, sie denunziert zu haben),³¹ war seit Ende März als SS-Staffelanwärter in Dachau. Strecha war zwar in Haft, aber weiterhin Soldat und inzwischen bei einem Flakregiment in Bonn stationiert. Staatsanwalt Karl Spahr, im Auftrag der Oberreichsanwaltschaft Berlin nach dem „Anschluss“ in Wien tätig,³² hatte sich eingeschaltet, und die entsprechenden Akten, Ergänzungen und Protokolle samt Rückfragen mussten laufend zwischen Innsbruck, Wien, Bonn und Berlin ausgetauscht werden.

Im Herbst 1938 wurde Strechas Einheit nach Linz verlegt und er aus dem dortigen Arrest zur Verfügung der Gestapo Innsbruck rücküberstellt. Von der Verhaftung Fini Schneiders hatte er durch ein vereinbartes Zeichen erfahren: „Wie ich in der Kaserne unmittelbar nach dem Essen in mein Zimmer gegangen bin, finde ich am Bett eine Postkarte und da steht das Zeichen drauf, das wir uns gegeben haben, von ihr. So daß ich gewußt habe, daß sie auch verhaftet ist.“ Vergeblich bemühte sich Strecha während des täglichen Hofgangs im Landesgerichtlichen Gefangenenhaus, Näheres über ihr Schicksal zu erfahren.³³ „Gerichtsverwertbare Beweise“, dass die Beschuldigten sich auch nach dem 13. März 1938 hochverräterisch betätigt hatten, waren am Ende nicht zu erbringen und das Verfahren gegen Strecha, Oehm und Kraus wurden eingestellt. Albert Kainz wurde am 23. Juni 1938 in das KZ Dachau überstellt und dort 1945 befreit.



Josefine Schneider (1906–1942) und ihr Bruder Georg

Martin Schneider, La Tour-de-Savigny

Romed Bucher blieb im Landesgerichtlichen Gefangenenhaus inhaftiert. Das Verfahren gegen ihn wurde am 12. Jänner 1939 zwar ebenfalls eingestellt, am 27. Juni 1939 wurde jedoch Anklage wegen kommunistischer Mundpropaganda unter Mithäftlingen erhoben. Nach Verbüßung einer Zuchthausstrafe von drei Jahren veranlasste die Gestapo seine Einweisung in das KZ Dachau.

Erfolgreicher im Sinne der Verfolger verliefen die Erhebungen gegen vier Männer, die zwischen dem 6. und dem 11. Juli 1938 festgenommen worden waren. Die mit Hilfe von Spitzeln gegen Jaroslav Brezik und Franz Pollak aus Wien sowie die beiden Innsbrucker Heinrich Depaoli und David Steiner zusammengetragenen Beweise reichten aus, um ihren Akt an den Oberreichsanwalt in Berlin weiter zu leiten. Am 12. Mai 1939 erkannte der 1. Senat des Volksgerichtshofs Brezik und Pollak für schuldig, im Auftrag der KPÖ-Zentrale den Versuch unternommen zu haben, in Innsbruck „die zerschlagene Organisation der KPÖ wieder aufzurichten“ und sich dabei der Hilfe von Depaoli und Steiner versichert zu haben. Die Kontakte wurden auch nach dem März 1938 aufrechterhalten und erfüllten damit den Tatbestand der „Vorbereitung zum Hochverrat“.³⁴ Die Verbindung zu Josefine Schneider, die ja ebenfalls als „kommunistische Agitatorin“ im Auftrag der Parteileitung galt, kam im Prozess anscheinend nicht zur Sprache, obwohl Karl Mager ausgesagt hatte, dass sie ihm unter dem Namen „Käthe“ von Brezik vorgestellt worden war.³⁵ Sowohl Mager



Valentin Strecha (1916–2003) als Soldat in Innsbruck, 1937.

als auch Josefine Schneider blieben nach dem vorläufigen Abschluss der Ermittlungen bis Februar 1939 in Haft, laut Bericht der Gestapo Innsbruck vom 8. Oktober 1938 wegen des beim Volksgerichtshof gegen sie laufenden Verfahrens.³⁶ Zu einer Anklageerhebung kam es nicht mehr und Mager wurde am 15. Februar 1939 nach Dachau überführt.³⁷ Für Schneider hatte wenige Tage zuvor, am 13. Februar 1939, ein drei Jahre währender Leidensweg in den Konzentrationslagern von Lichtenburg und Ravensbrück begonnen.³⁸

Hoffnung und Resignation

Schloss Lichtenburg in Prettin in Sachsen-Anhalt war von Jahresende 1937 bis 1939 als zentrales Frauen-Konzentrationslager in Verwendung. Als Josefine Schneider im Februar 1939 dort mit der Häftlingsnummer 1290/580 registriert wurde, befanden sich bereits weit mehr als 1.000 weibliche Gefangene in den Räumen, die ursprünglich 500 bis 600 Frauen aufnehmen sollten. Nach dem „Anschluss“ Österreichs deportierte die Gestapo auch Frauen aus der nunmehrigen „Ostmark“ in das KZ Lichtenburg, von denen etwa 20 namentlich bekannt sind.³⁹ Unter den jüdischen Mithäftlingen waren etwa die Rechtsanwältin Hertha Breuer aus Wien, wie Josefine Schneider 1938 zunächst wegen ihrer Tätigkeit im kommunistischen Widerstand verhaftet, und Valeska Türner, Lehrerin und KPÖ-Funktionärin in Graz. Mit Erna Ascher traf Josefine Schneider bei ihrer Ankunft eine Bekannte aus Wien: Ascher war

nach den Februarkämpfen 1934 in Floridsdorf über die Tschechoslowakei in die Sowjetunion geflüchtet, kehrte 1936 nach Wien zurück und wurde im September 1938 wegen „kommunistischer Betätigung“ verhaftet und nach Lichtenburg überstellt.⁴⁰

Mit Ausnahme der als „asozial“ und „kriminell“ stigmatisierten Frauen waren alle Häftlinge in großen Schlafsälen untergebracht. Ihr Alltag unterschied sich wenig von dem in anderen Konzentrationslagern: Sie hatten Zwangsarbeit in verschiedenen Arbeitskommandos zu leisten und standen unter der erbarmungslosen Kontrolle der SS-Aufseherinnen, die die Einhaltung der Lagerordnung überwachten und Verstöße ahndeten. Überlebende berichteten von Schreibverboten und Essensentzug, aber auch Prügelstrafen und Aufenthalt in gefürchteten Bunker. Die hygienischen Bedingungen waren desolat, die medizinische Versorgung im Krankenrevier völlig unzulänglich, und viele Häftlinge starben an der im Lager verbreiteten Ruhr. Hanna Sturm, Kommunistin aus Neufeld im Burgenland, wies in ihren Erinnerungen auf das besonders harte Los der jüdischen Kameradinnen hin.⁴¹

Von diesen Lebensumständen erfuhren ihr Vater David Schneider und der jüngere Bruder Georg nichts – der schriftliche Kontakt mit den Angehörigen war zwei Mal im Monat erlaubt, unterlag aber strikter Kontrolle durch die Zensur. Ein Brief vom 15. März 1939 offenbart die besondere Tragik von Josefines Schicksal.⁴² Aus ihm wird deutlich, wie sehr sich die Familie in diesen Monaten um ihre Entlassung bemühte. Sie schien zum Greifen nahe, nachdem es Georg, seit August 1938 als Flüchtling in der Schweiz, gelungen war, auch für seine Schwester eine vorübergehende Aufenthaltsbewilligung zu erwirken.⁴³ Über Vermittlung einer Bekannten des Vaters bestand für die weitere Zukunft konkrete Aussicht auf einen Arbeitsplatz in England. Die Ausreise schien nur eine Frage der Zeit zu sein („40M müssen für die Fahrt bleiben“), möglich nach Erledigung einiger Formalitäten und der Beschaffung eines Reisepasses. Hoffnung und Vorfreude auf die Emigration nach England waren groß, die Ungewissheit dennoch bedrückend: „Ob ich enthaftet werde, habe ich keine Ahnung, freuen traue ich mich nicht mehr“ und an anderer Stelle: „Ich bemühe mich, nicht hysterisch und nervös zu werden.“ Die Angst vor einem Scheitern aller Bemühungen spricht auch aus einer

handschriftlichen Notiz, die Georg mit einer Kopie der Einreisebewilligung an den älteren Bruder Viktor schickte: „Das Original sandte ich heute recom. an Großmutter, jetzt geh beten um Erfolg. Ich bin halb verrückt schon vor Nervosität.“⁴⁴ Zweifel und Angst waren mehr als berechtigt. Im Mai 1939 wurde das KZ Lichtenburg aufgelöst und 867 Frauen in das neu errichtete Lager Ravensbrück überstellt. Zur Entlassung jüdischer Häftlinge kam es spätestens nach Kriegsbeginn nur mehr in seltenen Ausnahmefällen.

Im Laufe des Monats Juni erreichte die erste Nachricht aus Ravensbrück den Vater in Wien. „Endlich ist es mir möglich, Euch wieder ausführlich zu schreiben. Durch unseren Umzug war alles ein wenig verschoben.“ Drei Briefe David Schneiders, Briefe des Bruders Georg und zwei Geldsendungen waren in der Zwischenzeit angekommen und Josefine war dankbar für jedes Lebenszeichen: „Jetzt werde ich wieder regelmäßig schreiben können. Ich bin so froh, daß Du trotzdem regelmäßig geschrieben hast. Ich fürchte mich immer, daß mit Euch etwas nicht in Ordnung ist, wenn kein Brief kommt.“ Noch gab es Hoffnung auf ein baldiges Ende der Haft. Die Einreise in England schien gesichert: „Hast Du nach Erhalt des Permits die selben Schritte unternommen wie nach der Einreiseerlaubnis in die Schweiz? Bitte schreibe mir über diesen Punkt, ich weiß leider nicht, was ich noch machen soll. Du hast doch das Möglichste getan.“ Weitere Briefe Josefines sind nicht erhalten, werden jedoch in der Familienkorrespondenz wiederholt erwähnt: „Der Großvater war gestern da mit einem Brief von Fina. Sie schreibt sehr beruhigend, sie ist körperlich auf der Höhe. Hoffentlich bleibt es dabei.“⁴⁵

Ab Jahresbeginn 1941 durfte Josefine Schneider Pakete mit Nahrungsmitteln empfangen, deren Erhalt sie bestätigte. Die ersehnte Entlassung fand nicht statt: „Großvater kommt sehr oft zu mir, er hat auch Briefe von Fina, nichts Neues!“⁴⁶ Die Realität des Lagerlebens blieb der Familie wegen der strengen Zensurbestimmungen auch weiterhin verborgen. Alle jüdischen Häftlinge waren zunächst gemeinsam in Block 11 untergebracht, viele von ihnen waren wegen des auf Grundlage der „Nürnberger Gesetze“ sanktionierten Vergehens der „Rassenschande“ interniert.⁴⁷ Die Gruppe der „politischen“ Jüdinnen umfasste zu einem geringen Teil politisch aktive und organisierte Frauen wie Josefine



Gaskammer in der Tötungsanstalt Bernburg an der Saale.

Schneider und die Wiener Sozialdemokratin Käthe Leichter, aber auch viele, die sich in irgendeiner Weise gegen Juden betreffende Verordnungen des NS-Staates vergangen hatten.⁴⁸

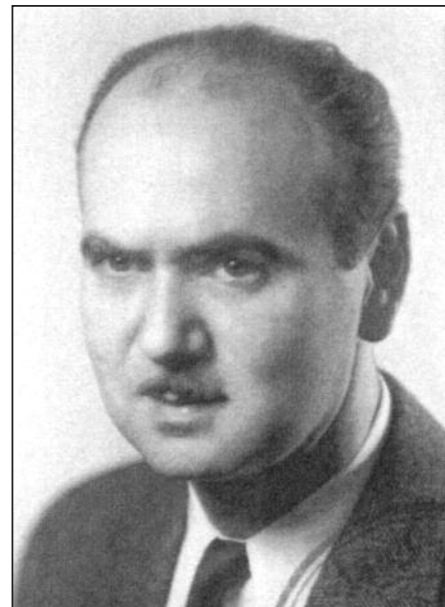
Wie im KZ Lichtenburg wurden sie auch hier zu schwerster körperlicher Arbeit herangezogen und bei Verletzungen oder Schwächeanfällen nur oberflächlich im Krankenrevier behandelt. Ihre Zuteilung zu besonders gefürchteten Arbeitskommandos wird von nichtjüdischen Häftlingen bestätigt: „Am schlimmsten sind die jüdischen Häftlinge dran, sie sind die Straßenbauer. Barfuß, nur in ein gestreiftes Kleid gesteckt, ziehen sie die schweren Straßenwalzen über die spitzen Steine. Die Füße bluten, der Draht, den sie über die Schulter gespannt haben, um die Walze zu ziehen, schneidet tief in die Schultern ein. Wunden über Wunden und die SS kennt kein Erbarmen. Wenn eine hinfällt, wird die Walze ohne Erbarmen über sie hinweggezogen. Keine darf ihr Helfen, keine darf sich umsehen. Die Walze mußte über die lange Straße gezogen werden, bis sie fest ist. Sie alle sind dem Tode geweiht, aber bevor sie sterben, müssen sie für das Dritte Reich ihren Tribut leisten“,⁴⁹ so Hanna Sturm.

Derartige Berichte sind nicht ohne Widersprüche und erwähnen nur selten Namen oder Einzelschicksale, von denen prominenter „politischer“ Jüdinnen wie Olga Benario und Käthe Leichter abgesehen. Unklar ist auch, in welchem Ausmaß Kontakte zwischen nichtjüdischen und jüdischen Häftlingen bis 1942 möglich waren. Die kurze freundschaftliche

Beziehung von Fritzi Jaroslavsky zu Fini Schneider blieb offenbar ohne Sanktionen, und auch Rosa Jochmann bestätigt, dass Kontakte zumindest unter den politischen Lagerinsassinnen gepflegt wurden: „Wir sollten ja mit den Juden nicht reden, aber wir haben natürlich alle mit den Juden geredet.“⁵⁰

Die Ankunft Dr. Friedrich Menneckes im KZ Ravensbrück am 19. November 1941 markierte den Beginn einer von Angst und Ungewissheit geprägten Zeit für die Frauen. Auf Anweisung von Reichsführer SS Heinrich Himmler waren seit Jahresbeginn 1941 unter der Bezeichnung „14f13“ Vorbereitungen für die Selektion so genannter „Ballastexistenzen“ – kranker und arbeitsunfähiger Häftlinge – angelaufen, die auch Juden und Jüdinnen erfasste. Erste Transporte aus Ravensbrück in die Gaskammer der Tötungsanstalt Bernburg an der Saale setzten im Februar 1942 ein, die Abfahrt der Lastwagen, auf die die Frauen verladen wurden, blieb nicht nur Fritzi Jaroslavsky in beklemmender Erinnerung. Ihr Schicksal war ungewiss, bis Ladungen mit Kleidung, Schuhen und anderen Gegenständen aus dem Besitz der Deportierten zurück ins Lager gelangten. Insgesamt wurden im Februar und März 1942 annähernd 1.600 Häftlinge in die „Heil- und Pflegeanstalt“ Bernburg geschickt und in der dortigen Gaskammer ermordet. Der Tod der von Mennecke ausgewählten Opfer wurde geheim gehalten, alle Todesfälle jedoch mit penibler Genauigkeit vom Standesamt Ravensbrück II registriert. Nachrichten an die Angehörigen vermerkten eine willkürlich gewählte Todesursache und den angeblichen Todeszeitpunkt. Er wurde für Josefine Schneider für den 7. April 1942 festgesetzt und lässt auf ihre Ermordung in den letzten Märztagen schließen.⁵¹

Im Februar 1942 erhielt David Schneider einen letzten Brief von Josefine.⁵² Die Wahrheit, die sie wohl ahnte, musste auch jetzt vor der Zensur verborgen werden: „Kitty erwartet täglich ihre Abreise. Es ist ja kein Einzelschicksal und sie ist fest.“⁵³ Die Erfindung angeblicher Bekannter – hier einer „Kitty“ – ermöglichte es den Häftlingen, an der Zensur vorbei über ihr eigenes Schicksal zu schreiben. Den Familien wurde die Zusendung der angeblichen Asche ihrer Angehörigen oder wahlweise eine Beisetzung der Urne im (nicht existierenden) „Urnenhain“ angeboten. Kleidung und persönliche Gegenstände erreichten Wien, und David Schneider bestand auf



Georg Schneider (geb. 1909)

der Zusendung der Urne, um seine Tochter zu beerdigen. Eine Bestattung im Grab der Mutter Emma auf dem Wiener Zentralfriedhof war nicht erlaubt. David Schneider, in Unkenntnis der Umstände ihres Todes und der Willkür der amtlichen Mitteilungen aus Ravensbrück, ließ die Urne schließlich im neuen Teil des jüdischen Friedhofs beisetzen.⁵⁴ Die Grabstelle auf dem Wiener Zentralfriedhof ist heute leer, der Verbleib der Grabplatte unbekannt. David Schneider selbst blieben nur noch wenige Wochen. Am 11. Juli 1942 wurde er nach Theresienstadt und wenige Wochen später von dort in das Vernichtungslager Treblinka deportiert, wo er am 23. oder 24. September unmittelbar nach der Ankunft ermordet wurde.

Anmerkungen:

1/ Sarah Helm: Ohne Haar und ohne Namen: Im Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück. Darmstadt 2016, S. 157.

2/ Ebd., S. 159. Fritzi Jaroslavsky kehrte nach der Befreiung von Ravensbrück im April 1945 nach Wien zurück und heiratete 1949 den Spanienkämpfer Bruno Furch.

3/ Es handelt sich um ein Vernehmungsprotokoll im Akt 13 Vr 1002/1003/1936 im Salzburger Landesarchiv (SLA) vom 1.2.1936 sowie das Protokoll eines Verhörs vor dem Landgericht Innsbruck am 22.8.1938 im Zusammenhang mit Ermittlungen gegen Valentin Strecha (10 Vr 1559/38) im Akt R 3017/28047 im Bundesarchiv Berlin (BArch).

4/ BArch, R 3017/28047, Verhörprotokoll, 22.8.1938, S. 9.

5/ Ebd., S. 2.

6/ Ebd., S. 4.

7/ Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW), 4008a und 5833.

- 8/ DÖW (Hg.): Widerstand und Verfolgung in Salzburg, Bd. 1. Wien 1991, S. 107.
- 9/ „Kampfblatt der Roten Hilfe“. Vgl. etwa die Ausgabe vom Juni 1935 mit Solidaritätsaufrufen an Revolutionäre Sozialisten und ehemalige Schutzbündler.
- 10/ Bericht des Sicherheitsdirektors für Salzburg an die Generaldirektion für die öffentliche Sicherheit betreffend kommunistische Tätigkeit im Land Salzburg, 1.9.1936, in: DÖW (Hg.): Widerstand und Verfolgung in Salzburg, Bd. 1, S. 116.
- 11/ „Die Sache kam durch den Verrat eines Mitbeteiligten zur Kenntnis der Behörde.“ (*Salzburger Volksblatt*, 22.6.1936, S. 9).
- 12/ SLA, 13 Vr 1002/1003/1936, Anklage vom 30.5.1936, S. 32.
- 13/ Bericht des Sicherheitsdirektors für Salzburg an die Generaldirektion für die öffentliche Sicherheit betreffend kommunistische Tätigkeit im Land Salzburg, 17.3.1936, in: DÖW (Hg.): Widerstand und Verfolgung in Salzburg, Bd. 1, S. 113.
- 14/ SLA, 13 Vr 1002/1003/1936, Anklage vom 30.5.1936, S. 32.
- 15/ Ebd.
- 16/ Verhandelt wurde in zwei getrennten Prozessen: Ab dem 22. Juni 1936 gegen Schaufler, Riedler u.a., am 7. Juli gegen Josefina Schneider und fünf weitere Angeklagte.
- 17/ SLA, 13 Vr 1002/1003/1936, Protokoll der Hauptverhandlung, S. 2.
- 18/ Ebd., Urteil, S. 7.
- 19/ *Salzburger Chronik*, 8.7.1936, S. 5. Vgl. auch DÖW 20690/66.
- 20/ SLA, Melderegister. Die Ausweisung erfolgte mit Bescheid vom 11.7.1936.

- 21/ BArch, R 3017/28047, Verhörprotokoll, 22.8.1938, S. 2.
- 22/ Riedler war nach 1931 an keiner Wiener Adresse gemeldet (Auskunft des Wiener Stadt- und Landesarchivs, 20.12.2017). Valentin Strecha erinnerte sich nach 1945, dass „Fini“ mit einem Spanienkämpfer „verlobt oder verheiratet“ war (Valentin Strecha: *Widerstand für Österreich*. Wien 1988, 65).
- 23/ Wie Riedler schloss sich auch Ranzenberger den Internationalen Brigaden an. Nach seiner Flucht aus Spanien geriet er in die Hände der Gestapo, die ihn im KZ Dachau internierte. Seine Spur verliert sich 1944 im KZ Majdanek (DÖW/Spanienarchiv, Personendossiers Franz Riedler und Hubert Ranzenberger).
- 24/ BArch, R 3017/28047, Verhörprotokoll, 22.8.1938, S. 2.
- 25/ Strecha: *Widerstand*, S. 65.
- 26/ DÖW-Interviewsammlung Nr. 83, Interview mit Valentin Strecha am 7.11.1983.
- 27/ BArch, R 58/3843, Bericht der Abteilung IIA der Gestapo Innsbruck an die Gestapoleitstellen Wien und Berlin, 2.6.1938, S. 3; Verhöre von Karl Mager am 14.7.1938, 20.9.1938 und 22.9.1938.
- 28/ DÖW 2705, Interview von Tilly Spiegel mit Thusnelda Bucher am 24.9.1965.
- 29/ Ebd., S. 2f. und 6f.
- 30/ Strecha: *Widerstand*, S. 69–72. Strecha war im April 1934 mit dem ersten Schutzbündler-Transport nach Moskau gelangt, arbeitete dort in der Autofabrik „Stalin“ und besuchte die Internationale Lenin-Schule. Im April 1937 kehrte er im Parteauftrag nach Österreich zurück.
- 31/ Ebd., S. 72.
- 32/ Bericht des Oberreichsanwalts beim Volksgerichtshof an den Justizminister, 29.7.1938, in: Wolfgang Form/Oliver Uthe (Hg.): *NS-Justiz in Österreich. Lage- und Reiseberichte 1938–1945*. Wien 2004, S. 377.
- 33/ Interview mit Valentin Strecha am 7.11.1983. Von Josefina Schneiders Schicksal erfuhr Strecha erst nach 1945 durch Heinz Mayer, Obmann des „Bundes der Opfer des politischen Freiheitskampfes in Tirol“.
- 34/ BArch, R 3017/27022, VGH 6 J 334/38 (Anklage) und 1 H 12/39 (Urteil). Heinrich Depaoli und Franz Pollak wurden nach Verbüßung ihrer Zuchthausstrafen der Gestapo „rücküberstellt“. Depaoli starb am 11.8.1942 im KZ Flossenbürg, Pollak am 16.2.1943 im KZ Dachau. Brezik und Steiner überlebten.
- 35/ BArch, R 3017/28047, Verhörprotokoll, 22.8.1938, S. 3; Verhör von Karl Mager, Gestapo Innsbruck, 14.7.1938, S. 2; Interview mit Valentin Strecha am 7.11.1983. Inhalt der Besprechung war, so Strecha, die Organisation militärischen Widerstands im Raum Kufstein – St. Johann beim zu erwartenden deutschen Einmarsch.
- 36/ Laut Aktenvermerk vom 11.10.1938 fand die abschließende Vernehmung von Schneider am 21.9.1938 und jene von Mager am 22.9.1938


- statt. Unterlagen aus dem VGH-Verfahren gegen Mager und Schneider sind nicht erhalten (Auskunft des BArch vom 22.8.2017).
- 37/ Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau. Mager überlebte einen vorübergehenden Aufenthalt im KZ Mauthausen und wurde am 29. April 1945 in Dachau befreit.
- 38/ Tiroler Landesarchiv, Haftkartei der Bundespolizeidirektion Innsbruck.
- 39/ Auskunft der Gedenkstätte Lichtenburg, 13.1.2017.
- 40/ Hertha Breuer (1905–1942) in: Ilse Korotin (Hg.): *biografiA*. Wien 2016, Bd. 1, S. 421f.; Valeska Turner (1888–1942), in: ebd., Bd. 3, S. 3341; Erna Ascher (1907–1942), in: ebd., Bd. 1, S. 141f. Alle drei wurden 1942 in Bernburg ermordet.
- 41/ Hanna Sturm: *Die Lebensgeschichte einer Arbeiterin: Vom Burgenland nach Ravensbrück*. Wien 1982, S. 270–272.
- 42/ Privatbesitz Martin Schneider, La Tour-de-Salvagny (Lyon).
- 43/ Schweizerisches Bundesarchiv Bern, CH-BAR#E4264#1988–2#20058. Hinweise finden sich in Briefen Eleonore „Ella“ Wengers (1869–1957) an ihre Tochter Elisabeth und den Schwiegersohn Viktor Schneider in Frankreich. Auch Martha, die Schwester Elisabeths, bemühte sich um die Freilassung Josefines. David Schneider („Großvater“) stand in engem Kontakt zu Ella und Martha Wenger (Auskunft von Martin Schneider, 10.11.2017). Die Briefe Ella Wengers wurden in französischer Übersetzung veröffentlicht: Martin Schneider (Hg.): *Lettres d'Ella Wenger à sa famille, Vienne 1938–1942 – „Pour me retrouver un peu avec vous“*. Lyon: Eigenverlag 2019.
- 44/ Schweizerisches Bundesarchiv Bern, CH-BAR#E4264#1988–2#20058. „Großmutter“: Ella Wenger.
- 45/ Brief von Ella Wenger, 25.12.1939. Weitere Erwähnungen von Nachrichten Josefines aus Ravensbrück am 3.9.1940, 24.12.1940 und 5.1.1941.
- 46/ Brief von Ella Wenger, 17.6.1941.
- 47/ Bernhard Strebler: *Das KZ-Ravensbrück: Geschichte eines Lagerkomplexes*. Paderborn, Wien 2003, S. 126.
- 48/ Linde Apel: *Jüdische Frauen im Konzentrationslager Ravensbrück 1939–1945*. Berlin 2003, S. 47f.
- 49/ Sturm: *Lebensgeschichte*, S. 279.
- 50/ DÖW (Hg.): *Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten*. Bd. 1: *Arbeiterbewegung*. Wien 1985, S. 267 (Bericht von Rosa Jochmann).
- 51/ Auskunft der Gedenkstätte für die Opfer der NS-„Euthanasie“ Bernburg, 15.1.2017.
- 52/ Bärbel Schindler-Saefkow/Monika Schnell: *Gedenkbuch für die Opfer des KZ Ravensbrück 1939–1945*. Berlin 2005, S. 39–42.
- 53/ Brief von Ella Wenger, 18.5.1942.
- 54/ Israelitische Kulturgemeinde Wien, Beerdigungsprotokoll 1942, Bd. 1.

Kontroversen im Marxismus

Arbeit, Metaphysik, Geld und der Gesamtzusammenhang

Das Thema mit Beiträgen von: Thomas Metscher, Werner Seppmann, Annette Schlemm, Claudius Vellay, Klaus Müller, Eike Kopf, Wolfgang Jantzen, Rolf Geffken

Weitere Themen: Israel – Demokratie, Apartheid, BDS, Norman Paech; Deutsche Linke und die DDR, Ludwig Elm; Der Konflikt um Kashmir, **Matin Baraki**; Aktuelles und Rezensionen



Einzelpreis **9,50 €**

Jahresabo **48,00 €**

ermäßigtes Abo **32,00 €**

Neue Impulse Verlag

Hoffnungstraße 18

45127 Essen

Tel. 0201 | 23 67 57

www.marxistische-blaetter.de

Der Engel von der Kasernstraße

Die Gefängnisaufseherin Hedwig Stocker aus Krems

ROBERT STREIBEL

Wer die Eckdaten des Berufslebens von Hedwig Stocker betrachtet, glaubt auf den ersten Blick einen Beweis für die NS-Kontinuitäten im Justizwesen zu entdecken: Eine Aufseherin in der Haftanstalt Krems, die 1941 als Oberwachtmeisterin zu arbeiten begann und erst 1950 aus Krankheitsgründen in Pension ging, scheint ein Indiz dafür zu sein. Ein zweiter Blick in die von der Familie dieser Aufseherin aufbewahrten Briefe und Dokumente zeigt jedoch eine Frau mit Zivilcourage, die von den weiblichen politischen Häftlingen geschätzt und geliebt wurde. Allein dies wäre ein Grund, um sie als Vorbild zu ehren. Doch damit nicht genug, hat Stocker gegen Kriegsende eine „Politische“ in ihrem Gartenhaus versteckt, da die Gefahr bestand, dass die SS an dieser Frau vielleicht noch ein Exempel statuieren könnte. Wer ist diese außergewöhnliche Frau?

Berufliche Laufbahn

Seit 15. März 1941 verrichtete Hedwig Stocker ihren Probedienst in der Haftanstalt Krems. Am 24. März teilte die Kreisleitung der NSDAP mit, dass in politischer Hinsicht nichts Nachteiliges gegen sie vorliege: „Ihr Einsatz für Staat und Partei ist gewährleistet.“¹ In ihrem Personalbogen findet man die Eckdaten über Leben und Herkunft von Hedwig Stocker. Geboren wurde sie am 14. Juli 1903 in Krems als Tochter von Johann (geb. 19.8.1868 in Nieder-Grünbach) und Barbara Stocker (geb. 17.5.1873, geb. Haag). Ihr Vater war Weinhauer und starb im November 1918, als Hedwig erst 15 Jahre alt war. Die Mutter starb 1936. Durch den frühen Tod des Vaters war Hedwig, wie sie in einem handschriftlichen verfassten Bewerbungsbrief schrieb, früh gezwungen, selbst für ihren Lebensunterhalt aufzukommen. Sie arbeitete als Kinderfräulein und war 18 Jahre lang in vier Privathäusern tätig. Hierüber finden sich zwei Zeugnisse im Akt. Aus diesen geht hervor, dass Hedwig Stocker bei der Familie Mühlwerth im Dienst war. Der Rechtsanwalt Otto Mühlwerth war nach 1938 Kreispropagandaleiter der NSDAP und Obmann des Fremdenverkehrsverbands. Zwischen 1928 und 1936 war Hedwig Stocker Kin-

derfräulein bei der Weingroßhändlersgattin Grete Kutschera in Krems.²

Der Gefangenenhausarzt stellte fest, dass die Untersuchte als vollkommen gesund zu bezeichnen sei.³ Am 26. März 1941 erfolgte ihre Vereidigung. Als am 20. September 1941 die Probedienstzeit abgelaufen war, bedurfte es, um sie in den regulären Dienst übernehmen zu können, noch eines Berichts, wie der Generalstaatsanwalt dem Vorstand der Haftanstalt am 26. September mitteilte. Daraufhin stellte der Vorstand des Gefängnisses Stocker ein gutes Zeugnis aus: „Sie zeigt ein sicheres Auftreten gegenüber den Gefangenen, ist korrekt in ihrer Behandlung, sehr fleißig, willig und besonders gewissenhaft bei jeder Arbeit. Sie wird im Stockaufsichtsdienst selbständig verwendet. Ihre Leistungen sind als durchschnittlich gut zu bezeichnen. Das Verhalten war stets tadellos. Stocker führt ein geordnetes Leben und ist sehr sparsam. Ihr Gesundheitszustand ist einwandfrei. Sie ist nicht Mitglied der NSDAP oder einer Gliederung. Politisch liegt jedoch nichts Nachteiliges vor.“ Am 11. Oktober 1941 legte Stocker die Prüfung für den Aufsichtsdienst ab.

Ob Stocker im Oktober 1944 tatsächlich einen dreitägigen Urlaub bekam, um den Weingarten und Garten zu bestellen, ist ungewiss. In ihrem handschriftlichen Gesuch erklärte sie den Grund des Ansuchens: „Da ich die ganze Woche sowie auch am Sonntag Dienst habe, ist es mir nicht möglich, die dringend nötigen Arbeiten zu verrichten. Ferner habe ich den Buben meiner in Wien wohnhaften Schwester, der hier die Schule besucht, in Pflege.“ Im November 1944 bekam Hedwig Stocker einen Verweis, da sie am 26. desselben Monats bei einem Fliegerangriff die Anstalt verlassen hatte. Ihr Dienst endete um 12 Uhr und der Fliegerangriff fand um 12:44 statt. Die Weisung lautete jedoch, dass niemand bei Fliegeralarm, „gleichgültig ob er im Aufsichtsdienst- oder Bereitschaftsdienst ist“, die Anstalt verlassen dürfe.⁴ Dass es zu diesem Verweis kam, ist auf die Anzeige einer anderen Aufseherin zurückzuführen. Diese behauptete, dass Stocker mit zwei Gefangenen die Anstalt verlassen wollte, um sie in ihrem Garten arbeiten zu lassen. Stocker soll die Auf-

seherin gefragt haben, ob dies möglich sei. Trotz des Verbots habe sie die beiden Gefangenen mitgenommen. Die Aufseherin, deren Unterschrift nicht zu entziffern ist, meinte dazu: „Ich sehe diesen Vorgang als gröblichen Verstoß gegen die Luftschutzdienstpflicht an und weiters eine gröbliche Verletzung der in diesem Falle unbedingt erforderlichen Kameradschaftspflicht.“⁵

Briefe und Basteleien als Dankeschön

Soweit die dienstlichen Unterlagen. Danach klafft eine Lücke in den Unterlagen. Ein Schreiben aus den 1950er Jahren belegt, dass Hedwig Stocker nach längerer Krankheit am 27. Mai 1950 in den zeitlichen Ruhestand versetzt wurde.⁶ In den Unterlagen, die die Familie Zillner, Nachkommen von Hedwig Stocker, in einem Ordner aufbewahrt, finden sich Dokumente, die diese Lücke schließen. Der Ordner ist beschriftet mit „Akten über die Dienstverhältnisse Stocker Hedwig“ und beinhaltet auch Briefe und Erklärungen von ehemaligen Häftlingen. Noch in der Haftzeit zeichneten und bastelten Gefangene Karten für „ihre“ Aufseherin. Aus diesen geht hervor, dass die Gefangenen Poldi Neumann, Maria Polak, Maria Kiesling und Edith Gadawits (später Schober) die Aufseherin Stocker als „ihre Mutter“ ansehen. So heißt es etwa in einem Gedicht: „*Es kommt zum heutigen Muttertag / Auch ihre Kinderschar / Und bringt, was ihr am Herzen lag / In diesem Verslein dar. / Das Ihnen alles sagen will / Was aller Herz bewegt / An Lieb und dankbaren Gefühl / Das jedes für Sie hegt.*“

Ebenfalls im Besitz der Familie Zillner befindet sich auch ein selbst gebasteltes Herz, das mit einem rosa Wollfaden eingerahmt ist, bei dem in Form von Blütenblättern 17 Gefangene sich verewigt haben. Hier einige Beispiele für die dortigen kurzen Sprüche: „Mit innigstem Dank für alle erwiesene Güte und Freundlichkeit. Ihre Luise Kanitz, Krems 6. Sept. 1942.“ „Sie waren der Lichtblick in unserer leidvollen Zeit. Behalten Sie in Erinnerung. Ihre dankbare Trude Schollmayer.“ „Um Gutes zu tun, braucht's keiner Überlegung. (Goethe) Alles Liebe von Annemarie, Krems

1942“ „Von Opfern lebt die Liebe. Ihre unparteiische Gerechtigkeit war uns Hilfe & Trost. Dora Karasek 1942.“ Maria Magd stellte fest, dass das Wesen von Hedwig Stocker ausschlaggebend war, „die Haft leichter ertragen“ zu können. Auffallend an dieser Dankbarkeit ist, dass die Gefangenen dies noch während der Haftzeit „ihrer“ Aufseherin mitteilen. Wenn in Betracht gezogen wird, dass Hedwig Stocker erst im März 1941 ihren Dienst in der Haftanstalt Krems antrat, so dauerte es offenbar nur wenige Monate, bis die gefangenen Frauen die Aufseherin richtig einzuschätzen wussten und ihr Vertrauten entgegen brachten.

Vier Gefangene schilderten den Alltag im Gefängnis in Versform. Unterzeichnet ist dieses Gedicht mit Sepperl, Murly, Hexl und einem nicht zu entziffernden Namen. Das Titelbild mit vier Mädchen im Dirndl, gezeichnet mit Buntstiften, lässt eine Idylle vermuten. Die vier Mädchen sammeln sich unter einer mit Blumen umwundenen Tafel, auf der „Wir gratulieren“ steht: Hinter mir fällt eine Tür zu
Eisengitter rasseln noch
Und vor mir vier kahle Wände
Ein vergittertes Fensterloch
Hollarie...
In der Zelle ist es lustig
In der Zelle ist es schön
Denn da kann man nicht nur sitzen
Sondern auch aufs Häusl gehen
Hollarie...
Und das Klo ein Ort der Andacht
Jeder schaut begeistert zu
Hast du wirklich das Bedürfnis
Dann vergeht es dir im Nu
Hollarie...

In der Früh um halber sechs
Wenn noch alles schlafen will
Kommt Fr Dr. schreit beim Guckerl
Auf Pagage des is scho z'viel
Hollarie...
Der Kaffee ein Viertel Liter
Tut dem armen Magen gut
Ist er auch ein wenig bitter
Trinkt man ihn doch voller Wut
Hollarie...
Aus den vielen Einzelzellen
Kommt die Hotvolei heraus
Frisch frisiert mit Wasserwellen
Machen sie die Schnürln auf
Hollarie...
Einmal im Monat kommt Fr. Stocker
lädt uns ein zu einem Bad
Und da sehn uns nackte Frauen
Keine Männer oh wie schad
Hollarie...
Immer wenn die Schlüssel rascheln
Wird uns Armen heiß und kalt

*Denn da führt man uns zum Richter
Oder gar zum Staatsanwalt
Hollarie...*

*Und das Essen das ist herrlich
Täglich freun wir uns aufs Mahl
Wrucken, Rüben, Kraut und Erbsen
Fressen wir mit stiller Qual
Hollarie...*

*Frauen abschalen tönt die Stimme
Von Fr. Stocker durch das Haus
Und die ausgeleerten Schalen
Stellen dann die Häftling raus
Hollarie...*

*Sind wir alle angegessen
Plagen uns die Winde sehr
Bitte bringen Sie Gasmasken
Denn die Luft ist jetzt so schwer
Hollarie...*

*Täglich gehen wir spazieren
Dreißigmal im Kreis herum
Bis uns selbst das kokettieren
Mit den Männern wird zu dumm
Hollarie...*

*Einmal im Monat wenn Besuch kommt
Des is a so a Gschicht
Unsre Arm die werdn z'kurz
Und das Busserl krieg' ma nicht
Hollarie...*

*Und des Abends wenn die Post kommt
Das ist eine Sensation
Denn das Schönste ist gestrichen
Ach was hat man schon davon
Hollarie...*

*Ist das alles überstanden
Tritt der Wastel in Aktion
Steckt den Schnurbart durch das Guckloch
Und das nennt man Inspektion
Hollarie...*

Der schützende Geist der politisch Inhaftierten

Zwölf Frauen aus Wien unterschrieben nach der Befreiung im Jahr 1945 eine Erklärung, in der sie sich für einen Weiterverbleib von Hedwig Stocker als Aufseherin aussprachen. Neben ihren Namen und Adressen führten die Frauen darin auch ihre Haftzeiten in Krems an. Da es sich um ein besonderes Dokument handelt sei dies hier zur Gänze zitiert: „Wir bestätigen, dass sich Fr. Hedwig Stocker, Aufsichtsbeamtin im Landesgericht Krems an der Donau immer als der schützende und gute Geist der politisch Inhaftierten gezeigt hat. Sie war immer bemüht, uns die Zeit



Ein Herz als Stammbuch, angefertigt von den Häftlingen für Hedwig Stocker.

der Haft zu erleichtern und das schon zu einer Zeit, in der Indifferente noch nicht glaubten, dass Deutschland den Krieg verlieren wird. / Sie hat unter Hintansetzung ihrer Person, und dem Risiko ihre Stellung zu verlieren, alles für uns getan wie z.B. mit Essen versorgt, uns immer Möglichkeiten gegeben, ein menschliches Dasein zu führen, usw. In den letzten kritischen Tagen, als die Ereignisse im Zuchthaus Stein auch von Krems übergriffen (6. bis 8. April), hat Frau Stocker aus eigener Initiative die Flucht von politischen Häftlingen vorbereitet und unterstützt. / Wir bitten von einem eventuellen Abbau der Fr. Hedwig Stocker absehen zu wollen, da diese durch ihre rein menschliche Haltung, die sie zu allen politischen Häftlingen, egal welcher der antifaschistischen Parteien

Erste Seite des von Häftlingen angefertigten Gedichtheftes für ihre Aufseherin Hedwig Stocker.



sie angehörten, eingenommen hat, verdient hat, weiterhin den Dienst zu versehen. Frau Stocker gehörte nie der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen an.“

Die Erklärung ist unterschrieben von den früheren Häftlingen Erna Eberl (in Haft 30.4.–9.12.1943), Hilde Stampfl (8.10.1943–3.3.1944), Edith Gadawits (12.5.1944–8.4.1945), Gertrude Brachtl (30.4.1943–13.4.1944), Friedl Sedlacek (Februar 1943 bis März 1944), Maria Kiesling (24.12.1943–8.4.1945), Adele Darynek (20.4.1944–6.4.1945), Franziska Prätorius (19.2.1943–8.2.1944), Helene Ackermann (19.2.–8.12.1943), Anna Nemeč (24.12.1943–6.4.1945), Barbara Schneider (9.7.1944–6.4.1945) und Maria Polak (30.4.1943–8.4.1945). Das enge Verhältnis der Gefangenen zu Hedwig Stocker bestand auch nach 1945 weiter. So gratulierten ihr die „ehemals politischen Häftlinge“ zur Vermählung. Die Gratulationskarte war unterschrieben von Erna Wachs, Edith Schober (früher Gadawits), Emma Varhat, Trude Farkas, Adele Darynek, Marie Kamhuber, Trude Janka, Marianne Sleroch, Margarete Stanek-Skroch, Maria Hacklahn, Anny Stirka, Grete Keller, Maria Menstadel, Pia Gärtner, Grete Bauer-Jahoda, Liselotte Busch-Homolatsch, den Schwestern Hiresberger, Anny Hanika, Stefanie Wohaubek, Dora Karasaek, Gerda Zwirn-Kolossa, Vally und Mizzi Polak und Mutter.

Die Geschichte der inhaftierten Frauen

Durch die Geschichte der Aufseherin Hedwig Stocker wurde das Interesse des Verfassers auch auf die Geschichte der inhaftierten Frauen gelenkt. Es ist mehr als verwunderlich, dass die Geschichte dieser Frauen bislang nicht dokumentiert bzw. erzählt wurde. Im Zuge weiterer Recherchen wird auch eine Auswertung der Haftbücher der Haftanstalt Krems erfolgen. Neben den Frauen waren in der Haftanstalt Krems auch Männer inhaftiert, sowohl in Untersuchungshaft als auch als Häftlinge mit geringeren Strafen. Insgesamt waren in Krems rund 200 Häftlinge eingesperrt, die Hälfte davon waren Frauen.

In einer Übersicht über die Arbeit der Gefangenen wurde die Anzahl der Häftlinge aller Haftanstalten auf dem Gebiet der damaligen „Ostmark“ erhoben, weshalb für das Jahr 1944 genaue Zahlen vorliegen. Mit Stichtag 1. März 1944 waren demnach im Gefängnis des Landgerichts Krems 219 Personen eingesperrt, darunter 111 Männer und 108 Frauen.⁷ Die Liste gibt auch darüber Auskunft, zu

welchen Arbeiten die Gefangenen eingesetzt wurden. Für gewerbliche Unternehmensbetriebe oder Private wurden in der Haftanstalt Krems lediglich Mattenerzeugung und Flechten, Papierkordelschnurdrehen und die Erzeugung von Konserven verzeichnet. Die Gefangenen arbeiteten zu diesem Zweck für die Fabriken C. Eybl & Co in Stein, C. Schware & Co Hamburg und IG Hietzger in Krems. Im Gefängnis selbst wurden in mehreren Werkstätten – Schneiderei, Schuhmacherei, Strickerei, Tischlerei und Wäscherei – Gefangene eingesetzt. Insgesamt waren dort lediglich fünf Männer

und sechs Frauen beschäftigt.

Einige der in Krems eingesperrten Frauen finden sich in der Anklageschrift gegen acht Personen vom 12. August 1943 wieder. Hierin wird ihnen vorgeworfen, für die illegalen *Revolutionären Sozialisten* tätig gewesen zu sein. „Eberl, Haas, die Eheleute Jäger, Polak und die Eheleute Prätorius stellten fortlaufend ihre Wohnung als Anlaufstellen und Trefforte zur Verfügung.“⁸ Die Fürsorgeschülerin Maria Polak war bei ihrer Verhaftung 31 Jahre alt. Auf ihrer Haftkarte ist als Haftgrund „Vorbereitung zum Hochverrat, Mitwissenschaft und Nichterstattung der Anzeige gegen den Gatten“ zu lesen. Dafür wurde sie zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Während Maria Polak im Gefängnis saß, beging ihr Mann Rudolf am 12. Oktober 1942 Selbstmord in der Untersuchungshaft.

Den Angeklagten wurde vorgeworfen, als Sammelstelle für politische Berichte gedient, feindliche Rundfunksender gehört und „Hetzschriften“ verfasst zu haben. An die Adresse seien auch Briefe von Spitzenfunktionären der RS aus dem Ausland gerichtet worden und diese dann verteilt worden. Maria Polak wurde überdies vorgeworfen, sechs Pistolen samt Munition von Tirol nach Wien transportiert zu haben und von dem Versteck gewusst zu haben. Die zentrale Figur der illegalen RS war Dr. Johann



Hedwig Stocker, Gefängnisaufseherin in Krems (1941).

Haas, der Gruppen in Österreich zusammenfasste. Genannt wurden Innsbruck, Salzburg, Wörgl, Niederdonau und auch der südbayerische Raum. Haas führte auch eine so genannte „Kippkartei“ und vermerkte dort, welche Genossen ihre politische Gesinnung geändert hätten, also „gekippt“ seien. Das Ehepaar Rudolf und Maria Polak wird als engste MitarbeiterInnen von Haas beschrieben. In ihrer Wohnung hätten nicht nur Lagebesprechungen stattgefunden, sondern auch Kuriere übernachtet. Maria Polak habe ihren Mann unterstützt und Negative, auf denen Schriftmaterial abgebildet worden sei, in Bucheinbänden eingeklebt und somit versteckt.

Maria Kiesling wurde für ihre Spenden für die *Rote Hilfe* im Frühjahr 1942 und ihre Tätigkeit als Kassierin im Mai 1942 eingesperrt.⁹ Sie war eine von sieben Angeklagten im Volksgerichtshofprozess gegen Ferdinand Buchmann vom 11. August 1943. Ebenfalls wegen Vorbereitung zum Hochverrat und Spenden für die *Rote Hilfe* in der Firma Friedmann am Handelskai wurde Leopoldine Neumann verurteilt, sie verbrachte die Untersuchungshaft im März 1944 in Krems.¹⁰ Hilde Stampfl wurde wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Vor ihrer Einlieferung ins Frauengefängnis Aichach war sie zwischen 8. Oktober



Häftlinge im Gefängnis Krems während der NS-Zeit (v.l.): Hilde Stampfl, Maria Jozely, Maria Kiesling und Maria Polak

1943 und 3. März 1944 in Krems inhaftiert.¹¹ Maria Jozely wurde wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu sieben Jahren verurteilt und war wie Stampfl vor dem Weitertransport nach Aichach in Krems in Haft.¹² Gertrude Hausner (später Springer) wurde zu zwölf Jahren verurteilt und am 25. Oktober 1943 in das Gefängnis Krems gebracht.¹³

Österreichische Freiheitsbewegung in Krems

Als Aktivistinnen der „Österreichischen Freiheitsbewegung“ waren Anita Hanika und Margarete Skroch in Krems inhaftiert. Die Leiter dieser Bewegung waren der bei der Finanzprokuratur beschäftigte Dr. Karl Lederer und der Vizeinspektor der städtischen Elektrizitätswerke Rudolf Wallner, die am 2. und 3. März 1944 zum Tode verurteilt wurden. Der Bewegung konnte nur angehören, wer die Lebensfähigkeit Österreich nicht anzweifelte. Das Ziel war die Errichtung eines „selbständigen, politisch unabhängigen Österreich“, „ein neues, wirklich geeintes Österreich, befreit von allem nationalsozialistischen Irrwahn“.¹⁴ Ebenfalls Mitglied dieser Widerstandsgruppe war die Dolmetscherin Hildegard Führung, die zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde und zwischen Dezember 1940 und März 1943 in der Haftanstalt in Krems festgehalten wurde. Im gleichen Prozess gegen die Österreichische Freiheitsbewegung war auch die Mittelschulprofessorin Hedwig Bodenstern angeklagt und verurteilt worden. Sie war zwischen Juli 1941 und Dezember 1942 in Krems. Ihr Beispiel zeigt, wie schwierig es für Widerstandskämpferinnen nach der Befreiung war, führte sie doch im Dezember 1946 im Fragebogen für die von ihr beantragte Opferfürsorge an, dass sie noch immer keine Wohnung habe und bis jetzt bei Bekannten übernachten müsse.¹⁵

Nicht alle Delikte von Verurteilten, die in Krems inhaftiert waren, sind umfassend dokumentiert, so zum Beispiel die technische Assistentin des Gesundheitsamtes Zwettl Adele Dorynek, die im März 1944 vom Sondergericht Zwettl wegen staatsfeindlicher Äußerungen zu eineinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt wurde und ihre Strafe in Krems verbüßen musste. Ihr Fall ist nur belegt, weil sich ihr Chef Dr. Alfred Müllschitzky nach 1945 als illegales NSDAP-Mitglied vor Gericht verantworten musste und er in diesem Zuge belegen konnte, dass er sich für seine Assistentin eingesetzt hatte und selbst zu Gauleiter Jury nach Wien gefahren sei, um sie freizubekommen.¹⁶

Krems als Zwischenstation des Leidens

Es gab aber auch Gefangene, die nur kurz in Krems inhaftiert waren, wie z.B. die Kommunistin Elfriede Hartmann, die wegen Feindbegünstigung und Hochverrat zum Tode verurteilt worden war. Am 22. September 1943 wurde sie nach Krems überstellt und am selben Tag zurück ins Landesgericht I nach Wien gebracht, wo sie am 2. November 1943 hingerichtet wurde.¹⁷ Sie wurde am gleichen Tag hingerichtet wie Friedrich Mastny, der wegen Vorbereitung zum Hochverrat ebenfalls für kurze Zeit in der Haftanstalt Krems inhaftiert war.¹⁸ Bevor die kommunistische Widerstandskämpferin Hedy Urach im Dezember 1942 zum Tode verurteilt wurde, war auch sie ab 7. Oktober für wenige Wochen in Krems inhaftiert.

Auf dem Weg in das Konzentrationslager Ravensbrück war Krems eine Zwischenstation für die wegen Hochverrat verurteilte Cölestine Hübner,¹⁹ für die zu 30 Monaten wegen kommunistischer Betätigung verurteilte Hermine Jursa²⁰ und für die im Jänner 1944 verhaftete Anna Sliwka.²¹ Tatjana Rothfuss war

ebenfalls in Krems inhaftiert. Sie hat Ravensbrück nicht überlebt.²² Von Krems ins Frauengefängnis Aichach kamen die zu acht Jahren wegen Hochverrat verurteilte Antonie Voita,²³ die wegen kommunistischer Betätigung zu zwei Jahren verurteilte Maria Schapp²⁴ und die wegen Hochverrat verurteilte Josefina Ziehensack.²⁵ Von Krems ins Frauenzuchthaus Jauer kam Luise Kanitz.²⁶ Ins Zuchthaus Waldheim wurde die zu acht Jahren wegen Vorbereitung zum kommunistischen Hochverrat verurteilte Ernestine Soucek verlegt.²⁷

Elisabeth Spandl wurde wegen des Vergehens gegen die Kriegswirtschaftsverordnung zu fünf Jahren verurteilt. Für sie war Krems nur eine Station unter vielen. Sie kam nach Aichach, ins Strafärbeitslager Lauffen, in die Konzentrationslager Haslach und Dachau und ins Gefängnis Landshut.²⁸ Mehrere Stationen von Gefängnissen durchlief auch Barbara Stradel, die bis Mai 1945 neben Krems auch in Jauer, Cottbus und Fuhlsbüttel inhaftiert war.²⁹ Die Kontoristin Leopoldine Hirsch (Vorbereitung zum Hochverrat) kam von Krems nach Aichach und dann nach Kolbermoor.³⁰ Leopoldine Neumann erlebte die Befreiung im Lager Lebenau, nachdem sie von Krems nach Kolbermoor gebracht worden war.³¹

In Krems zum Tode verurteilt

Die Bahnfahrt einer zum Tode verurteilten nach Krems schilderte Edith Gadawits (Schober) Jahre später in einem Zeitschriftenartikel.³² Sie war an der Aktion von KommunistInnen beteiligt, die Kettenbriefe an Soldaten schickten, mit Hinweisen auf die Sinnlosigkeit des Krieges, der Darstellung der Lage in der Heimat „und der Aufforderung, Schluss zu machen, die Waffen wegzuwerfen und nicht länger für das Dritte Reich zu kämpfen“.³³ Wegen der anhal-

tenden Bombenangriffe war der Prozess gegen Gadawits und Felix Imre von Berlin nach Krems verlegt worden. Über die Bahnfahrt von Krems nach Wien schreibt sie: „In zwei Stunden ging der Zug, der Felix und mich nach Wien bringen sollte. Todeskandidaten durften nicht im Kremser Gericht bleiben, wo unsere Verhandlung vor einem Senat des Berliner Volksgerichtshofes stattgefunden hatte. / Durch das offene Fenster der Durchgangszelle hörte ich Rufe. Die Genossen waren bereits über den Ausgang der Verhandlung informiert. Das war Ossi Klekner. Kaum zwanzig Jahre alt. Morgen war seine Verhandlung, über den Ausgang es keinen Zweifel gab. Jetzt hörte ich Felix. Auch ich musste mich melden. Sie sollten nicht glauben, dass ich unseren gemeinsamen Kampf für Österreichs Freiheit gegen den Krieg bereute. Das Übliche ‚bleib stark‘ beendete unser kurzes Gespräch. / Die Bahnfahrt von Krems nach Wien verbrachten wir zu viert. Felix, ich und zwei Justizbeamte in einem versperrten Waggon. Felix war außerdem mit Handschellen gefesselt. Es gab viel zu fragen und zu erzählen, hatten wir doch seit unserer Verhaftung noch nicht miteinander gesprochen. Außerdem war es wichtig, sich abzulenken, gefasst und heiter zu erscheinen, denn meine Eltern standen auf der Plattform des Wagens und starrten uns ununterbrochen an.“ Das Todesurteil gegen Edith Gadawits wurde schließlich in eine Zuchthausstrafe von zwölf Jahren umgewandelt. Die Zeit zwischen Mai 1944 und April 1945 verbrachte sie in Krems im Gefängnis.³⁴

Auf der Suche nach Frauen, die in der Haftanstalt Krems eingesperrt waren, kommen in den Unterlagen auch Beispiele für Denunziation während der NS-Zeit zu Tage. Im Fall von Katharina Gamsjäger aus St. Pölten, die vom Kommunisten Martin Panzer im Februar 1941 als Kassierin für die *Rote Hilfe* angeworben wurde, findet sich der Hinweis auf einen Brief des Ortsgruppenleiters Erwin Fischer vom Juni 1940. Hierin meldet er dem Kreisleiter der NSDAP, dass der Blockleiter der NSV Josef Sauer Zusammenkünfte von Kommunisten beobachtet habe. Eine eigenständige Überwachung habe jedoch nicht gefruchtet, da „wir untermittags dienstlich zu stark in Anspruch genommen (sind). Es empfiehlt sich daher die Überwachung durchführen zu lassen und zwar durch die Gestapo.“³⁵

Nicht nur Männer waren durch das Militär in ganz Europa verstreut. Die Miedernäherin Gertrude Hausner aus

Wien war in ein Kriegsdienstlager des *Reichsarbeitsdienstes* (RAD) in Dresden abkommandiert worden. Sie wurde wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu zwölf Jahren verurteilt und am 25. Oktober 1943 zur Verbüßung der Strafe nach Krems gebracht.³⁶

Die Rettung von Maria Polak

Eine detaillierte Auswertung über die Freilassung von Frauen gegen Kriegsende steht noch aus. Aus den vorhandenen Unterlagen lassen sich jedoch einige Fälle zeigen, wo die Freilassung noch vor Ablauf der Haftzeit erfolgt ist. Bereits am 5. April 1945 wurden etwa Adele Krejci (verurteilt zu acht Monaten wegen Heimtücke),³⁷ Stefanie Parzer (sieben Jahre wegen Rundfunkvergehens),³⁸ Ludmilla Ratka (drei Jahre wegen Rundfunkvergehens)³⁹ und Albertine Strohmayer (acht Monate wegen kommunistischer Betätigung)⁴⁰ entlassen.

In der Familie Zillner wird auch die Geschichte der Rettung von Maria Polak gegen Kriegsende tradiert. So berichten Norbert und Ingrid Zillner im Interview, dass der Direktor des Kreisgerichtlichen Gefangenenhauses zur Aufseherin Stocker gesagt habe: „Frau Stocker nehmen sie die Frau Polak mit heim, sonst bringt sie der Pilz Leo noch um.“ SA-Standartenführer Pilz war zu dieser Zeit Volkssturmkommandant von Krems. Hedwig Stocker habe Polak hierauf „in ihrer Gartenhütte in Thalland unten, in der Leiten versteckt. Bei Nacht und Nebel hat sie sie vom Gefangenenhaus heraus und hat sie dort versorgt. So hat sie auf diese Weise den Krieg überlebt.“

Die Gartenhütte, die auch im Personalakt von Hedwig Stocker hinsichtlich des beantragten Urlaubs im Herbst 1944 sowie anlässlich der Missachtung der Luftschutzverordnung erwähnt wird, war von Gefangenen gebaut worden, wie Norbert Zillner berichtet. Sie besteht bis heute versteckt unter Bäumen im Weingarten. Über diese Zeit habe Hedwig Stocker nicht viel gesprochen, meint die Familie Zillner. Sie starb im Jahr 1997, Maria Polak, die von ihr Gerettete, verstarb 2002 in Wien.⁴¹

Ingrid Zillner erinnert sich, dass die Schwiegermutter ihr kurz vor ihrem Tod eine Geschichte im Zusammenhang mit dem Massaker in Stein am 6. April 1945 anvertraut habe. „Kurz vor ihrem Tod, da war sie schon sehr krank und hatte eine Lungenentzündung, da hat sie mir anvertraut, dass das damals beim Massaker... Zu Dritt sind sie in der Nacht hinein ins Gefängnis nach Stein und sie ha-



Edith Schober (geb. Gadawits)

ben Verletzte, die unter dem Berg der Toten gelegen sind, herausgeholt. Die drei Aufseherinnen haben sich gegenseitig geschworen, dass sie nie die Namen verraten werden, sich gegenseitig nie verraten werden.“

Für Norbert Zillner sind die Besuche mit seiner Stiefmutter als 7–8-jähriger Bub in Wien noch immer präsent. „Sie hat alle ihre ‚Schäffchen‘ besucht. Das waren Frauen aller Couleur.“ Er kann sich beispielsweise an eine Frau Dr. Keller erinnern, „sie war in Wien in einem Gymnasium Direktorin, die haben wir dann in Wien einmal besucht. Sie hat den Kaiser Franz Josef im Wohnzimmer hängen gehabt und war deswegen eingesperrt gewesen.“

Nach 1945 musste Hedwig Stocker auch verurteilte Nationalsozialistinnen im Gefängnis bewachen. In Erinnerung geblieben sind die BDM-Führerin Marianne Reidl und die frühere Kinderärztin Dr. Marianne Türk, die für ihre Beteiligung an den Morden am Spiegelgrund zu zehn Jahren Haft verurteilt worden war. Stocker hatte offenbar zu allen Gefangenen vor und nach 1945 ein besonderes Verhältnis. So erinnert sich Ingrid Zillner an Besuche und einen Anruf von Türk, als diese gegen den Spiegelgrund-Arzt Heinrich Gross aussagen wollte. Nachdem dieser als nicht verhandlungsfähig eingestuft wurde, habe Türk am Telefon zu Hedwig Stocker gemeint: „Kein Wunder der ist ja Arzt, der kann sein Erinnerungsvermögen ja ausschalten.“

Nach dem Krieg bekam Hedwig Stocker zum Muttertag oder zum Geburtstag regelmäßig Besuch von ehemaligen Häftlingen. Familie Zillner berichtet, dass es am Anfang einiges diplomatischen Geschicks bedurft habe, damit die politischen Häftlinge der NS-Zeit nicht mit den amnestierten NS-Täterinnen

Maxi Bair (1924–2019)

Am 28. Juni ist Elisabeth Jäger, Adie von ihren FreundInnen im Umfeld der KPÖ „Maxi Bair“ genannt wurde, im Alter von 94 Jahren in Berlin gestorben. Geboren am 25. September 1924 als Leopoldine Morawitz in Wien, war sie seit 1938 für den illegalen Kommunistischen Jugendverband aktiv. Im Juli 1941 wurde sie, 16-jährig, von der Gestapo verhaftet und wegen Vorbereitung zum Hochverrat und Wehrkraftzersetzung zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach Strafverbüßung in München-Stadelheim wurde sie nicht entlassen, sondern im September 1944 in das Konzentrationslager Ravensbrück deportiert. Nach der Evakuierung des Lagers gelang ihr



Ende April 1945 die Flucht von einem der Todesmärsche.

Nach ihrer Rückkehr nach Wien arbeitete sie bis Mai 1950 bei der von der sowjetischen Besatzungsmacht herausgegebenen *Österreichischen Zeitung* als Journalistin. 1950 übersiedelte sie gemeinsam mit ihrem Mann, dem Spanienkämpfer Max Bair (1917–2000), in die DDR, wo das Paar fortan als Elisabeth und Martin Jäger lebte. An der Leipziger Universität schloss sie ein Studium als Journalistin ab und arbeitete danach beim Rundfunk, in verschiedenen Zeitschriftenverlagen und im Ministerium für Kultur. Als Zeitzeugin war sie in der *Lagergemeinschaft Ravensbrück* engagiert. In der DDR wurde sie mit der Medaille für Kämpfer gegen den Faschismus 1933 bis 1945 ausgezeichnet, 2008 erhielt sie den Verdienstorden des Landes Brandenburg.

zusammengetroffen sind. „Später als die Frauen älter waren, hat das dann keine Rolle mehr gespielt.“ Hochgehalten wird in der Familie Zillner auch eine griechische Amphore, die am Kamin steht. „Die hat eine griechische Gefangene, eine Politische, als Dank für die gute Behandlung irgendwann nach dem Krieg gebracht“, wie Norbert Zillner berichtet. Dass es sich bei diesem Besuch um Sofia Mavrakis handeln muss, ist insofern gesichert, als Zillner sich daran erinnern kann, dass diese Frau ihren Mann, der in Stein eingesperrt war, getroffen hat. Dass Hedwig Stocker von manchen auch als der „Engel von der Kasernstraße“ bezeichnet wurde, ist nach diesen Fakten mehr als verständlich.

Hedwig–Stocker–Park in Krems

In einem Ansuchen an die Stadt Krems hat der Verfasser dieses Beitrags im Juni dieses Jahres angeregt, dass der Park vor der Kaserne nach Hedwig Stocker benannt wird: „Da es nicht viele Menschen gegeben hat, die in der Zeit des Nationalsozialismus Zivilcourage und Menschlichkeit gezeigt haben, möchte ich Frau Hedwig Stocker auch geehrt wissen.“ In der Kasernstraße konnte in diesem Jahr bereits der Therese-Mahrer-Park eingeweiht werden, der nach der Kommunistin Therese Mahrer benannt ist, die nach der Befreiung 1945 als erste Frau Kremser Stadträtin war.⁴² „Der kleine Park auf der anderen Seite des Zugangs zu ehemaligen Kaserne trägt bis jetzt noch keinen Namen. Angesichts der räumlichen Nähe zum Landesgericht würde sich eine Benennung in Hedwig Stocker Park anbieten“, so mein Antrag. Die Chancen einer Benennung stehen – nach Rücksprache mit dem Kulturamt der Stadt Krems – gut, wenngleich es noch keine offizielle Antwort auf das Schreiben an den Bürgermeister gab.

Anmerkungen:

- 1/ Kreisleitung der NSDAP Krems an den Vorstand des Landesgerichtsgefängnisses, 24.3.1941. Alle zitierten Dokumente befinden sich in Privatbesitz der Familie Zillner.
- 2/ Zeugnis von Hanna Mühlwerth, 19.8.1924; Zeugnis von Grete Kutschera, 27.4.1936.
- 3/ Hedwig Stocker war 168 cm groß und wog 66,70 Kilogramm, „gesundes frisches Aussehen“. Ärztliches Gutachten, 28.2.1941.
- 4/ Vorstand der Haftanstalt an Hedwig Stocker, 30.11.1944.
- 5/ Meldung, 26.11.1944.
- 6/ Scheiben des BM für Justiz, 27.5.1950.
- 7/ Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) 25.042, Schreiben und



Hedwig Stocker mit ihrem Ehemann Anton Zillner (re.) und Stiefsohn Norbert.

Listen der Haftanstalten, 1944, 102 Seiten.

- 8/ DÖW 8909.
- 9/ DÖW 20.100/5522.
- 10/ DÖW 20.100/8163.
- 11/ DÖW 20.100/11.525.
- 12/ DÖW 20.100/5150.
- 13/ DÖW 1464.
- 14/ DÖW 19.793/102.
- 15/ DÖW 20.000/966.
- 16/ DÖW 19.073.
- 17/ DÖW 20.000/H190.
- 18/ DÖW 20.000/M161.
- 19/ DÖW 20.000/H722.
- 20/ DÖW 20.000/J160.
- 21/ DÖW 20.000/S602.
- 22/ DÖW 20.000/R410.
- 23/ DÖW 20.000/V102.
- 24/ DÖW 20.000/S102.
- 25/ DÖW 401.
- 26/ DÖW 3852.
- 27/ DÖW 20.000/S1231.
- 28/ DÖW 20.000/S1240.
- 29/ DÖW 20.000/S721.
- 30/ DÖW 20.000/4396.
- 31/ DÖW 20.100/8163.
- 32/ Edith Schober: ‚Ich war sieben Monate in der Todeszelle‘. Ein Dokument des österreichischen Widerstandes, in: *Tagebuch*, Nr. 11, November 1962, S. 7.
- 33/ DÖW 629.
- 34/ DÖW 20.100/2936.
- 35/ DÖW 18.951.
- 36/ DÖW 1464.
- 37/ DÖW 20.000/K778.
- 38/ DÖW 20.000/P47.
- 39/ DÖW 20.000/R63.
- 40/ DÖW 20.000/S1103.
- 41/ *Der neue Mahnruf*, Nr. 5/2002, S. 8.
- 42/ Manfred Mugrauer: Ein Park für Therese Mahrer, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 26. Jg. (2019), Nr. 2, S. 30–31.

Der Rote Gamsbart

Polit-Musik-Kabarett aus Graz

MAX KORP

Der *Rote Gamsbart* wurde 1975 in Graz anlässlich der *Roten Jugendwochen* von ehemaligen Mitgliedern des 2. Grazer Straßentheaters wie Gert Wagner, Ernst Kret und Klaus Eberhartinger (dem späteren Sänger der Ersten Allgemeinen Verunsicherung) sowie von Winfried („Wini“) Hofer, Kurt Reichenauer und Max Korp gegründet. Die letzteren drei hatten 1973 anlässlich des bevorstehenden 40. Jahrestags des 12. Februar 1934 eine Polit-Agit-Gruppe der Kommunistischen Jugend (KJÖ) Graz ins Leben gerufen. Die meisten Mitglieder des *Roten Gamsbarts* waren zu dieser Zeit Studierende der Psychologie.

Der Name „Roter Gamsbart“ entstand bei der Gruppenfindung. Der Grundgedanke war, dass sowohl die bodenständige Volkskultur als auch unsere politische Haltung zum Ausdruck kommen sollten. In der Obersteiermark galt der Gamsbart als teurer Hutschmuck. Uns ging es darum, dass man in der Steiermark auch anders sein kann als kapitalistisch, klerikal und bürgerlich. Auch einfachen ArbeiterInnen, Bäuerinnen und Bauern und Benachteiligten sollte eine Stimme verliehen werden. Daher die Farbe „rot“ als Farbe der ArbeiterInnenbewegung. Inhaltliche Schwerpunkte waren Heimat und Antifaschismus, Arbeit und Arbeitswelt sowie Frieden und Solidarität. Die Texte wurden von Wini Hofer, Ernst Kret und Franz Stephan Parteder geschrieben. Parteder, der spätere Landesvorsitzende der KPÖ Steiermark, übersetzte damals auch zahlreiche Texte der Kinks, Beatles und Rolling Stones ins Steirische. Die Musik stammte mehrheitlich von Ernst Kret.

Rote Jugendwoche

Der erste Auftritt des *Roten Gamsbarts* fand im Rahmen der *Roten Jugendwochen* 1975 im Haus der Jugend (dem heutigen Orpheum) in Graz statt. Diese wurden auf Initiative von Ernest Kaltenegger, dem späteren KPÖ-Stadtrat in Graz, von der KPÖ und KJÖ Graz organisiert und waren das Vorbild für die von 1977 bis 1983 bundesweit stattfindenden *Roten Jugendwochen*. Der Erfolg des Projekts brachte es mit sich, dass wir beisammen blieben. Es gab zahlreiche Auf-

tritte in der Steiermark, Niederösterreich, Oberösterreich, Kärnten, Burgenland und Wien. 1977 kam eine Musikkassette mit dem Titel „Der Rote Gamsbart präsentiert“ heraus. Neben Live-Ausschnitten aus dem laufenden Programm fanden sich hierauf auch Lieder von Franz Stephan Parteder, Ernst Kret und Max Korp. Ende Mai 1978 trat der *Rote Gamsbart* bei den von KPÖ, KJÖ, KSV und *Kinderland* organisierten Roten Jugendwochen auf. Beim 1. Hanns-Eisler-Treffen politischer Liedermacher in Wien Ende Oktober 1978 wurde das Lied „Schlackenführer Becher Hans“ von Heinz Pflingstl aus Kapfenberg für die im Anschluss an das Treffen herausgegebene Schallplatte mitgeschnitten.

1978 konnte die Gruppe zu den XI. Weltfestspielen der Jugend und Studenten als offizieller österreichischer Kulturbeitrag nach Havanna (Kuba) fliegen. Die „Roten Gamsbärte“ traten im Rahmen des Festivalprogramms mehrfach auf und wurden auch im kubanischen Fernsehen gezeigt. Nach diesem Höhepunkt verließen mehrere Mitglieder die Formation, da sie das Studium abgeschlossen hatten.

Auftritte für „Kinderland“

Im Frühjahr 1979 kam es zu einer „Neugründung“ des *Roten Gamsbarts* für einen Auftritt im Rahmen des alljährlichen Pflingsttreffens von *Kinderland*, der KPÖ-nahen Kinder- und Elternorganisation. Dieser fand anlässlich des „Jahres des Kindes“ im Grazer „Haus der Jugend“ statt. Bei dieser Gelegenheit wirkte auch Martina Weithaler mit, die sonst im *Brechtigen Theater* in Zeltweg aktiv war und mit Sepp Tschmuck und Wini Hofer eine CD mit dem Titel „Unter der Chefetage“ herausbrachte.

In den Jahren 1979 bis 1987 gab es zahlreiche *Kinderland*-Veranstaltungen wie etwa Weihnachtsfeiern, Faschingsfeiern, Pflingsttreffen und Ferienaktionen für Kinder und Erwachsene, an denen der *Rote Gamsbart* mitwirkte. Wini Hofer war zu dieser Zeit Obmann der steirischen Landesorganisation von *Kinderland*, Helga Kollant, Kurt Reichenauer, Ulli Candler und Max Korp waren Mitglieder der Landesleitung. Neuland betreten wir mit dem „Mit-

machzirkus“ für Kinder unter dem Titel „Zirkus Hudriwusch“. Mit diesem Programm traten wir u.a. auch in der bulgarischen Botschaft in Wien auf.

Fixpunkte waren Auftritte bei den Veranstaltungen zum Nationalfeiertag am 26. Oktober in der Steiermark. 1977 hatte das Landessekretariat von *Kinderland* anlässlich der Umbauarbeiten am Ferienheim in St. Radegund dessen Umbenennung in „Richard-Zach-Heim“ beschlossen. Bei der diesbezüglichen Festveranstaltung waren 600 Personen anwesend. Der damalige Erfolg ist der Grund dafür, dass die KPÖ Steiermark bis heute gemeinsam mit dem *Bund demokratischer Frauen*, der KJÖ und dem Kommunistischen StudentInnenverband (KSV) jedes Jahr am Nationalfeiertag eine große Veranstaltung durchführt.

Zwischen 1984 und 1985 fand in Großbritannien der große Bergarbeiterstreik statt. Im Dezember 1984 und Jänner 1985 kamen auf Einladung des *Gewerkschaftlichen Linksblocks* 25 Kinder von streikenden Bergarbeitern aus Wales zur Erholung nach Österreich. Aus diesem Anlass wurde im *Kinderland*-Heim in Steinhaus am Semmering eine Solidaritätsveranstaltung durchgeführt, die auch für die „Roten Gamsbärte“ ein Höhepunkt war.

Engagement für den Frieden

1980 wurde das Programm „Wurlitzer“ erarbeitet (Text: Wini Hofer, Musik: Ulli Candler, Max Kornberger und Max Korp). Es hatte eine kritische Auseinandersetzung mit der damaligen Kreisky-Alleinregierung zum Inhalt und wurde in Gestalt einer Wurlitzer-Musikbox mit ironischen Schnulzen und Heimatliedern präsentiert. Neben den vier Genannten spielte Helga Kollant Gitarre und Flöte, am Akkordeon wirkte Kurt Reichenauer mit. Leider verstarb kurz vor der Uraufführung der Gitarrist Max Kornberger.

Das 1981 entwickelte Programm mit dem Titel „Das Neutronenmuseum“ handelte von der Geschichte Österreichs von 1918 bis 1980 aus der Sicht eines Museumswärters nach dem Abwurf einer Neutronenbombe. 1982 folgte das Programm „Grüße aus St.Eiermark“, das in zahlreichen Orten Österreichs aufgeführt wurde.

Als Anfang der 1980er Jahre in Österreich die Friedensbewegung einen Aufschwung nahm, wirkte der *Rote Gamsbart* bei verschiedenen Friedensfesten mit, u.a. gemeinsam mit Wilfried, Sigi Maron, Erika Pluhar, André Heller und zahlreichen Austropop-Gruppen. Ein Höhepunkt war das Konzert „Künstler für den Frieden“ in der Wiener Stadthalle am 6. November 1982, wo auch Harry Belafonte dabei war und beim großen Abschlusslied mit etwa 200 KünstlerInnen „Peace on Earth“ sang. Peter Resetarits gestaltete darüber eine „Ohne Maulkorb“-Sendung, die am 12. November 1982 im ORF ausgestrahlt wurde. Im Mai 1983 war der *Rote Gamsbart* beim Friedenszug österreichischer KünstlerInnen quer durch Österreich dabei.

1983 folgte das Programm „Das Sch(w)einheilige Jahr.“ In diesem Jahr besuchte Papst Johannes Paul II. Österreich. Es handelte sich dabei um das letzte abendfüllende Programm, danach wurden nur noch Liedcollagen aus den bisherigen Programmen aufgeführt.

„Da Heina“

Die Gruppe wurde zwar offiziell nie aufgelöst, verschiedene Gründe führten aber in den 1980er Jahren de facto zum Ende des *Roten Gamsbarts*. Manche Mitglieder waren beruflich voll eingespannt, heirateten und gründeten eine Familie. Helga Kollant wurde Leiterin des ÖH-Kindergartens in Graz, Wini Hofer ging in seiner Arbeit als Lehrer und Leiter einer Theatergruppe in der Schule auf und konnte so keine neuen Texte mehr für die Gruppe einbringen. Der letzte dokumentierte Auftritt des *Roten Gamsbarts* fand am 8. März 1985 anlässlich des Internationalen Frauentags in St. Pölten für den *Bund demokratischer Frauen* statt.

Wenn wir uns aber in den Jahren bis 1987 trafen, dann sangen wir unsere Lieder immer wieder. Das bekannteste ist wohl „Da Heina“, das vom steirischen Widerstandskämpfer Heinrich Kohnhauser handelt, der am 1. Dezember 1944 als Mitglied der Partisanengruppe Leobendonawitz erschossen wurde. Ulli Candler vertonte auch zwei Gedichte von Richard Zach („Warum ich mich erhob“ und „Dennoch will ich Lieder singen“), der im August 1942 vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt und im Jänner 1943 hingerichtet wurde. Die Mitglieder des *Roten Gamsbarts*, sowohl der ersten als auch der zweiten „Generation“, sind auch heute noch in Kontakt miteinander.



„Roter Gamsbart“ in Graz im Jahr 1977 (v.l.): Ernst Kret, Wilfrid Reichert, Klaus Eberhartinger, Wini Hofer, Heidi Loidl, Karl Bergmann und Max Korp.



„Roter Gamsbart“ beim Hanns-Eisler-Treffen in Wien im Oktober 1978 (v.l.): Ernst Kret, Wini Hofer, Heinz Pfingstl und Max Korp.



Programm „Das Sch(w)einheilige Jahr“ im September 1983 (v.l.): Wini Hofer, Max Korp, Kurt Reichenauer und Helga Kollant.

Man musste es nur wissen wollen

Frühe Zeugenberichte über das System deutscher Konzentrationslager

HELMUT RIZY

Bereits sechs Wochen nach Hitlers Machtantritt veranlasste der damalige Polizeipräsident von München Heinrich Himmler am 13. März 1933 die Errichtung des Konzentrationslagers Dachau. Zehn Tage zuvor war – als erstes nationalsozialistisches KZ – ein solches in der thüringischen Stadt Nohra in einer Militärschule eingerichtet worden. Das Konzentrationslager Oranienburg folgte am 21. März 1933, und dann noch viele wenig bekannte der ersten Phase, in der es vor allem darum ging, politische GegnerInnen aus dem öffentlichen Leben zu eliminieren.

So schrieben die *Münchner Neuesten Nachrichten* am 21. März 1933, das Lager Dachau diene der Inhaftierung der „gesamten kommunistischen und – soweit notwendig – Reichsbanner und marxistischen Funktionäre“, wobei hier mit „Marxisten“ Sozialdemokraten gemeint waren. Manche dieser Funktionäre wurden erst unter verschiedensten Vorwänden verhaftet und anschließend aus der Polizeihaft direkt ins Konzentrationslager verbracht. Andere wurden angeklagt, verurteilt und nach Verbüßung der Gefängnisstrafe in „Schutzhaft“ genommen und in ein Konzentrationslager überstellt.

Diese unterstanden zu Beginn – bis zum „Röhm-Putsch“ 1934 – vielfach auch der SA, deren Exponenten hier mit aller Willkür herrschten. Misshandlungen standen an der Tagesordnung, in vielen Fällen mit letalem Ausgang. Der „unkontrollierte“ Terror durch SA und SS gegen politische GegnerInnen im Frühjahr 1933, den ersten Monaten der Nazi-Herrschaft, war durchaus Programm, wurde allerdings – auch wegen des großen Aufsehens, das es in der Öffentlichkeit erregte – schließlich in „geordnetere Bahnen“ gelenkt. Die Konzentrationslager blieben jedoch – im Gegensatz zu den Gefängnissen, in denen den Häftlingen immerhin noch gewisse Rechte zugestanden wurden – ein rechtsfreier Raum und waren von der Außenwelt abgeschirmt. Nur unter der rigiden Auflage, über ihren Aufenthalt im KZ zu schweigen und der Androhung erneuter und verschärfter Haft, wurden mitunter Insassen entlassen.

Dennoch wurden die Zustände in den deutschen KZs schon bald auch im Aus-

land bekannt, da einzelnen Häftlingen nicht nur die Flucht aus dem Konzentrationslager, sondern auch aus Deutschland gelang, wo ihre Berichte veröffentlicht wurden, somit das System der Konzentrationslager bereits ab der ersten Phase der Naziherrschaft international publik machten.

Hans Beimler in Dachau

Der erste umfassende Bericht stammte von Hans Beimler. Seit 1919 Mitglied der KPD, war er, nachdem er in der Partei zahlreiche Funktionen ausgeübt hatte, von 1932 bis 1933 auch Abgeordneter im Deutschen Reichstag. Am 11. April 1933 wurde er verhaftet, im Münchner Polizeipräsidium bereits schwer gefoltert und dann ins Lager Dachau überstellt. In der Nacht vom 8. auf den 9. Mai gelang ihm jedoch die Flucht. Er wurde noch wochenlang von Genossen versteckt, bevor er über Prag nach Moskau entkam. Dort verfasste er seinen Bericht über die 28 Tage, in denen er der Gewalt von SA und SS ausgesetzt gewesen war, „mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört und am eigenen Leib verspürt“.¹ Bereits im August 1933 erschien dieser Bericht unter dem Titel „Im Mörderlager Dachau – Vier Wochen in den Händen der braunen Banditen“ und wurde noch im selben Jahr ins Englische, Russische und Jiddische übersetzt. 1935 folgte die französische Übersetzung, 1937 die spanische. Selbst in Deutschland kursierte die Schrift bald vielfältig unter der Hand.

Allerdings blieb es der deutschen Botschaft in Moskau vorbehalten, in einem Schreiben vom 7. Juli 1934 dem auswärtigen Amt in Berlin mitzuteilen: „Nach längerem Bemühen ist es der Botschaft gelungen, Hetzschrift ‚Im Mörderlager Dachau‘ zu beschaffen. Broschüre ist geeignet, das deutsche Ansehen aufs schwerste zu schädigen.“ Verbunden wurde dies mit der Empfehlung, den Verfasser der Broschüre auszubürgern; eine Empfehlung, der das Dritte Reich im November des gleichen Jahres dann auch nachkam.

Bestimmt war es dem Ansehen des frisch an die Macht gelangten Nazi-Regimes nicht dienlich, wenn es da hieß: „Das Urteil über mich war schon gefällt,

*als ich noch gar nicht in Dachau, sondern noch in Polizeihaft war. Für die braunen Henker war schon klar, daß ich, wie sie selbst in den folgenden Tagen dutzendmal ganz offen zu mir sagten, das Lager nicht mehr lebendig verlassen werde“.*² Oder wenn er über einen SS-Mann schreibt: „*Er blieb gleich am Kopfende stehen und klemmte meinen Kopf unter den rechten Arm, wobei er mir zugleich mit der linken Hand den Mund zuhielt. Nachdem er mich in die von ihm gewünschte Lage gebracht hatte, hörte ich nur noch: ‚Los – drauf!‘ Und nun schlugen die braunen Kapitalknechte solange auf meinem Körper herum (das Hemd hatte der ‚Kopfhalter‘ bis an den Kopf hochgezogen), bis ich keinen Laut mehr von mir gab. Ob es 60 oder 70 oder noch mehr Schläge mit dem Gummiknüppel waren – ich weiß es nicht, denn sie hatten mich bewußtlos geprügelt.*“³

Und Beimler – der Zeuge von Mord und Selbstmord in Nachbarzellen wurde – berichtet, dass ihm der für die Baracke verantwortliche SS-Mann in der Zelle einen zwei Meter langen Kälberstrick in die Hand gedrückt und ihn aufgefordert habe, diesen am Wasserleitungshahn aufzuhängen – mit der Weisung: „*Wenn in Zukunft wieder jemand die Zelle betritt, haben sie eine militärische Haltung einzunehmen und zu sagen: Der Schutzhaftgefangene Beimler meldet sich zur Stelle, und*“ – auf den Strick zeigend – „*sollten Sie irgendwelche Zweifel bekommen, dann steht er ihnen zur Verfügung.*“⁴ Um danach immer wieder zu hören: „*Der Strick ist immer noch unbenutzt?*“ – „*Bin nur neugierig, wie lange du dich noch zur Stelle meldest.*“ – „*Du bist doch eine ganz feige Sau; wenn du einen Charakter hättest, dann hättest du auch den Mut, Schluß zu machen.*“⁵

Die Aufforderung zum Selbstmord entsprang keineswegs irgendwelchen Bedenken der SS- und SA-Schergen, Häftlinge nicht nur täglich zu ver-, sondern auch zu Tode zu prügeln. Allerdings hatte die Ermordung dreier jüdischer Häftlinge im Lager Dachau am 12. April 1933 einiges Aufsehen erregt, da die Münchner Staatsanwaltschaft gegen den Lagerkommandanten Hilmar Wäckerle Anklage wegen Mordbegünstigung erhob. Die Macht der National-



Hans Beimler (1895–1936)

sozialisten war zu diesem Zeitpunkt noch nicht so gefestigt, dass die Morde hätten vertuscht werden können. Himmeler löste deshalb im Juni 1933 Wäckerle durch Theodor Eicke ab, der eine neue Lagerordnung und Dienstvorschriften ausarbeiten musste, wonach nur noch in Notwehr ge- und auf der Flucht erschossen werden durfte.

Besonders bedrückend für Hans Beimler war indes auch, dass seine Frau Centa am 21. April 1933 ebenfalls verhaftet wurde. Weil er nach seiner Flucht nicht gefasst werden konnte, wurden im September 1933 auch Centas jüngere Schwester Maria und zehn Wochen lang auch noch ihre 63-jährige Mutter eingesperrt. Centa Beimler wurde freigelassen, nachdem ihr Mann am 1. Dezember 1936 im Spanischen Bürgerkrieg gefallen war. Allerdings wurde sie 1939 sowie 1942 erneut verhaftet und für mehr als acht Monate inhaftiert. Weil sie eine Widerstandsgruppe unterstützt habe, folgte zuletzt noch 1944 eine Verurteilung wegen Beihilfe der Vorbereitung zum Hochverrat, wobei die Strafe aber bis Kriegsende ausgesetzt wurde.

Gerhart Seger in Oranienburg

Ein zweiter früher Bericht über das Schreckensregime in deutschen Konzentrationslagern stammt von Gerhart Seger, einem sozialdemokratischen Politiker, der von 1930 bis März 1933 Abgeordneter im Deutschen Reichstag gewesen und kurz nach der Machtübernahme Hitlers verhaftet worden war. Die ersten Monate verbrachte er im Gefängnis in Dessau, bevor er im Juni 1933 gemeinsam mit anderen politischen Gefangenen (39 Kommunisten und mit der KPD Sympathisierende sowie drei Sozialdemokraten) ins KZ Oranienburg überführt wurde. Nach sechs Monaten gelang ihm im Dezember 1933 die Flucht über die

Grenze in die Tschechoslowakei, wo er 1934 seine Erlebnisse niederschrieb und unter dem Titel „Oranienburg. Erster authentischer Bericht eines aus dem Konzentrationslager Geflüchteten“ mit einem Geleitwort von Heinrich Mann veröffentlichte.

Später wird Jean Améry in seinem Essay „Die Tortur“ schreiben: „Schon in

den ersten Tagen des Dritten Reiches hatte ich gehört von den Kellern der SA-Kaserne in der Berliner General-Pape-Strasse. Bald danach hatte ich das meines Wissens erste deutsche KZ-Dokument, das Büchlein ‚Oranienburg‘ von Gerhart Seger gelesen.“ Deshalb habe er, als er im Juli 1943 in Belgien von der Gestapo verhaftet wurde, gedacht, es könne für ihn nichts Neues mehr geben auf diesem Felde: „Was sich ereignen würde, wäre dann gleichsam einzugliedern in die einschlägige Literatur. Gefängnis, Vernehmung, Prügel, Folter – am Ende aller Wahrscheinlichkeit nach der Tod: so stand es geschrieben und so würde es verlaufen.“⁶ Hatte er doch in Segers Büchlein gelesen: „[...] das Vierteljahr Einzelhaft im Dessauer Gefängnis, das ich in meiner ersten Schutzhaftzeit vor Oranienburg verbrachte, erschien mir nach den Oranienburger Erfahrungen von einer geradezu himmlischen Ruhe erfüllt, und so erging es allen Gefangenen, die vor ihrer Einlieferung ins Lager die Ordnung einer Gefängniszelle kennen gelernt hatten.“⁷

Denn im KZ stand der Tod auf der Tagesordnung: „Einer der ersten jungen anhaltischen Kommunisten, die am zweiten Tag nach Zimmer 16 zur Vernehmung geholt wurden, war der Arbeiter Hagedorn aus Coswig. Wir haben ihn nach seiner Abholung nicht wieder gesehen. Nach der Vernehmung wurde er zur Sanitätsstube und dann ins Krankenhaus gebracht. Dort verschied er am Tage darauf, weil ihm vom Sturmbannführer Krüger (Trebbin) und seinen SA-Helfern buchstäblich bei lebendigem Leibe die Nieren zerschlagen worden waren. [...] Am 28. Juni, am 14. Tag unseres Aufenthaltes, hatten wir den zweiten Toten, den 31jährigen Arbeiter Sens aus Zerbst. [...] Er verschied durch Herzschlag infolge der durch die zahllosen und wahnsinnigen

Schläge am ganzen Körper aufgetretenen Blutstauungen.“⁸

Was das Quälen der Häftlinge betrifft, war die SA auch in Oranienburg recht erfinderisch. Hier nennt Gerhart Seger insbesondere die Stehsärge, „Ausgeburt einer geradezu mittelalterlichen Folterknechtphantasie“: „[...] wenn die Zellen nicht gerade überfüllt waren, konnten sich die zu Arrest Verurteilten immer noch nachts auf dem Fußboden lang legen. Das war noch zu viel der Humanität. Deshalb ließ der Lagerkommandant im Oktober Dunkelarrestzellen bauen, die völlig aus Stein, eine Bodenfläche von 60 zu 80 Zentimetern hatten, so daß also ein Mensch darin gerade aufrecht stehen konnte.“⁹ Und er berichtet vom Schutzhaftgefangenen Neumann, der acht Tage und acht Nächte – 192 Stunden – im Stehsarg eingeschlossen gewesen sei. Wobei Seger folgert: „Schließlich ist dieser Zustand (Rohheit, Brutalität, Neigung zum Verbrechen der Gefangenenmißhandlung) bei so vielen SA-Leuten ja nicht nur die Folge ihrer eigenen Veranlagung, sondern – was noch viel schlimmer ist – es ist das Erzeugnis einer planmäßigen ‚Erziehung‘ zur Körperverletzung, zum Mord, die in der nationalsozialistischen Bewegung von jeher geübt worden ist.“¹⁰

Zu dem, was Seger zu berichten wusste, stellte Heinrich Mann in seinem Geleitwort fest: „Ein ganzes Volk wird in Schrecken erhalten, es wird durch Schrecken entsittlicht und verbraucht. Die Unsittlichkeit derer, die es beherrschen, liegt offen zu Tage: das sind Schwindler, Lügner, Mörder an Leibern und Seelen, es sind stumpfe oder freche Verächter der Menschennatur, auch ihrer eigenen. Indessen ist es genau so erniedrigend, Unrecht zu dulden, wie Unrecht zu tun. Deutschland duldet es ohne Gegenwehr.“¹¹

Willi Bredel in Fuhlsbüttel

Schon bald folgte aber auch die erste literarische Aufarbeitung einer KZ-Haft. Es war der Roman „Die Prüfung“ des Schriftstellers Willi Bredel. Wie viele andere Kommunisten war er 1933 in den ersten Monaten der Nazi-Herrschaft in „Schutzhaft“ genommen worden. Dreizehn Monate war er dann im KZ Hamburg-Fuhlsbüttel eingekerkert, bevor er unter der Auflage, über seine Haft strengstes Stillschweigen zu bewahren, entlassen wurde. Danach gelang ihm die Flucht über die deutsche Grenze in die Tschechoslowakei, wo er den genannten Roman, den er schon im KZ konzipiert

hatte, niederschrieb. Noch im selben Jahr, 1934, erschien der Roman in London. Er wurde in 17 Sprachen übersetzt und erzielte bis Kriegsende eine Auflage von einer Million Exemplaren.

Der gelernte Dreher Bredel, seit 1919 Mitglied der KPD, hatte schon 1923 am Oktoberaufstand der Hamburger Arbeiter teilgenommen, wofür er zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Danach begann er auch journalistisch zu arbeiten und wurde 1928 Redakteur der von der KPD herausgegebenen *Hamburger Volkszeitung*. Wegen literarischen „Hoch- und Landesverrats“ wurde er 1930 zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt, in der er seine beiden ersten Romane – „Maschinenfabrik N & K“ (1930) und „Die Rosenhofstraße“ (1931) – schrieb. Die Veröffentlichung eines weiteren, „Der Eigentumsparagraph“, wurde durch Hitlers Machtübernahme verhindert.

Im Roman „Die Prüfung“ schildert Bredel neben anderen auch reale Personen, wobei er die Namen der Häftlinge, die er beschrieb, wohlweislich veränderte, während er SS-Männer, angefangen beim Lagerkommandanten Paul Ellerhusen, mit der Nennung ihres Namens publik machte. In der Figur des Walter Kreibel ist der Autor selbst unschwer zu erkennen. Mit der des Heinrich Torsten hat er dem KPD-Reichstagsabgeordneten Matthias Thesen, der elfeinhalb Jahre im KZ inhaftiert war und dann noch in den letzten Stunden der Naziherrschaft von der SS ermordet wurde, ein frühes Denkmal gesetzt. Den Sozialdemokraten Dr. Fritz Kollwitz aus dem Roman identifizierte Bredel später als den Lübecker Journalisten Dr. Fritz Solmitz, wobei er auch klarstellte, dass dieser, nicht wie im Roman beschrieben, Selbstmord begangen habe; im Nachhinein hatte sich nämlich herausgestellt, dass er totgeprügelt worden war.

Wenn Bredel im Roman den Lagerkommandanten sprechen lässt, kann man mit Recht davon ausgehen, dass dies dem Originalton sehr nahe kam. So erklärt dieser nach Walter Kreibels Ankunft im Konzentrationslager: „Das Lager ist kein Gefängnis und auch kein Zuchthaus: Das Lager hat seine besonderen Aufgaben zu erfüllen. Ich wiederhole: Es soll jedem Staatsfeind Furcht und Grauen einflößen. Wer einmal drin war, soll bis an sein Lebensende mit Angst und Schrecken an diese Zeit zurückdenken!“¹² Und vor der Entlassung, wobei Kreibel, während er in dessen volles, zufriedenes Gesicht blickt, daran denken muss, dass eben dieser Mensch mit dem Revolver in der Hand dabei stand, als er ausgepeitscht wurde:

„Ich gebe dir den Rat, vergiß, was hinter dir liegt. Darin besteht die höhere Kunst des Lebens, daß man sich nur an das Gute erinnert und das Schlechte vergißt. Wahre deine Zunge, wir lassen nicht mit uns spaßen. Dies war eine Zeit der Prüfung.“¹³

Das Martyrium des Heinrich Torsten, das Bredel im Roman verfolgt, beginnt schon vor dessen Überstellung ins KZ: „Seit seiner Einlieferung ins Stadthaus sitzt Heinrich Torsten in einer Box. Das sind die schmalen Schränke, die Miesicke für Spinde gehalten hat. Sie sind auch in der Tat nicht größer als gewöhnliche Spinde, einen halben Meter breit und eine Kleinigkeit tiefer. Die Türen dieser Boxen sind oben durchlöchert. Das ist die einzige Luftzufuhr. In einer solchen Box hockt Heinrich Torsten. Er hockt darin bereits dreizehn Stunden.“¹⁴ Und im Konzentrationslager Fuhlsbüttel: „Sie warfen ihn gleich am ersten Tag in Dunkelhaft und legten ihm wieder Handschellen an. Die Zelle hat ein Gitterfenster wie alle Zellen; doch hier im Keller hat man es mit Brettern verdeckt; kein Fünkchen Licht fällt herein. Jeden dritten Tag, wenn es warmes Essen gibt, nimmt der Wachtmeister für zwanzig Minuten den Holzverschlag ab; die übrige Zeit befindet sich der Gefangene in völliger Dunkelheit.“¹⁵

Willi Bredel hat in seinem Roman aber nicht nur die brutalen Bedingungen im Konzentrationslager geschildert, sondern auch Möglichkeiten der Häftlinge, ihr Dasein ein wenig zu erleichtern. Eine davon war das Klopfen, das wohl auch für den Autor in der Zeit seiner KZ-Haft von großer Bedeutung war. Wer das Klopfalphabet beherrschte, konnte auch während der Dunkelhaft mit Mithäftlingen kommunizieren. So liest man in „Die Prüfung“: „Wieviel Liebe und Zuneigung, wieviel Teilnahme und Besorgnis läßt sich doch in dieses leise Klopfen hineinlegen. Das Klopfen bringt Menschen einander nah, die sich nie gesehen, die nie ein Wort miteinander gesprochen haben und nun ihr Leben voreinander ausbreiten und Sorgen, Hoffnungen und Ängste miteinander teilen.“¹⁶ Und etwas später: „[...] in der steinernen Kälte des Kellers hörst du keinen Laut – nur einige schwache Geräusche, schleppende Schritte, Husten und Schnupfen verraten, daß in diesem Grabesdunkel lebendige Menschen liegen –, doch leises Klopfen überwindet die erfinderische Bestialität, überwindet die Isoliertheit, das Schweigen, die Verzweiflung.“¹⁷



Willi Bredel (1901–1964)

Das andere waren Schulungen in den großen Gemeinschaftszellen. Diese waren allerdings nur in der Anfangszeit möglich, als die erklärten Antifaschisten noch unter sich waren, wie Bredel feststellt: „Die Kursarbeit wird immer gefährvoller. Unter den Zugängen sind jetzt häufiger unbekannte Leute, sehr oft Mitglieder der NSDAP und der SA, die irgendwie widerspenstig geworden waren. Auch rückfällige Kriminelle werden als asoziale Elemente eingeliefert. Wie Geschwüre werden sie in der Gemeinschaft der Politischen empfunden.“ Die Häftlinge waren auch nicht vollkommen von der Außenwelt abgeschottet. So konnten sie sich gelegentlich auch Zeitungen besorgen. Und da Bredel im Februar 1934 noch in Fuhlsbüttel eingekerkert war, ist er dabei, als Meldungen aus Österreich und Paris bis zu ihm und seine Zellengenossen dringen.¹⁸

Anders als die zuvor genannten Berichte von Hans Beimler und Gerhart Seger sorgte Willi Bredels Roman auch im Ausland dafür, dass nicht nur politisch, sondern auch literarisch Interessierte schon bald nach der Machtübernahme durch die Nazis über das menschenverachtende System der deutschen Konzentrationslager Bescheid wussten.

Paul Massing in Sachsenhausen

Ein weiterer Roman, „Schutzhäftling Nr. 880“, erschien 1935 in Paris. Hinter dem am Umschlag angegebenen Autor Karl Billinger verbarg sich der 33-jährige Paul Wilhelm Massing, der sowohl der Haft im KZ Sachsenhausen als auch der weiteren Verfolgung durch das NS-Regime hatte entkommen können. Massing war nach seinem Studium bis 1931 am Internationalen Agrarinstitut in Mos-



„Die Prüfung“ von Willi Bredel, 1934 im Malik-Verlag in London erschienen.

kau und anschließend in der KPD als Mitarbeiter des Zentralkomitees beschäftigt gewesen. Gleich anderen Kommunisten wurde er nach dem so genannten „Ermächtigungsgesetz“ vom März 1933 von der Gestapo verhaftet. Die folgenden Monate bis zu seiner Entlassung im Dezember 1933 schildert er in seinem Roman – als Ich-Erzähler, aber keineswegs nur autobiografisch. So erhält auch das Konzentrationslager, in das der Erzähler eingeliefert wird, den fiktiven Namen „Hubertshof“.

Die Schilderungen aus dem Columbia-Haus – einer ehemaligen Militärstrafanstalt auf dem Tempelhofer Flugfeld in Berlin, das die SS zu einem ihrer Folterhäuser gemacht hatte – entsprechen aber wohl seinen eigenen Erlebnissen in diesem: „Sie schlugen mich über den Kopf, bis ich umfiel. Dann brachten sie mich durch Fußstritte wieder zur Besinnung und schlugen mich auf's Neue nieder. Ich lernte später, dass diese Inspektionen zum Arbeitssystem des Untersuchungsrichters gehören, das darauf abgestellt ist, die Moral der Gefangenen gleich zu Beginn der Schutzhaft unter allen Umständen zu brechen.“¹⁹ Und: „Die beiden SS-Leute, die hinter mir standen, packten mich und rissen mich die Treppe hinunter in den Keller. Dort wartete schon das diensttuende ‚Vorbereitungskommando‘. Aus einer Wanne holten sie die nassen Pferdepeitschen heraus. Sie zogen besser, wenn sie vorher im Wasser gelegen hatten.“²⁰ Dazu stellt er fest: „Niemals hatte ich soviel Qual, Todesangst, Verzweiflung und Leid gesehen.

Niemals hätte ich Menschen solcher Scheußlichkeiten für fähig gehalten. Es schien kein Ende zu geben. Schreiben oder Briefe empfangen war verboten, niemand wusste, wessen er angeklagt war, und was ihm bevorstand. Die primitivsten Rechte des kriminellen Verbrechers waren uns entzogen.“²¹

Und er vermerkt, dass ihn in diesen Stunden weder Mut noch Feigheit, weder der Gedanke an seine Frau oder seine Mutter vom Selbstmord abgehalten hätten, sondern das Bewusstsein, dass in denselben Mauern fünfhundert Genossen das gleiche Schicksal mit ihm teilten. Vom Columbia-Haus wird der Erzähler mit anderen Häftlingen ins Gefängnis Plötzensee gebracht, wo die SS einen größeren Transport für ein Konzentrationslager zusammenstellt. Mit 127 anderen kommt der Erzähler am 15. August im KZ „Hubertshof“ an, wo er folgenden Vergleich anstellt: „Die SS des Lagers unterschied sich auf den ersten Blick von dem Sturm im Columbia-Haus. Dort waren es ganz vorwiegend Söhne des städtischen Kleinbürgertums gewesen, mit intellektuellen und lumpenproletarischen Elementen vermischt, hier im Lager rekrutierte sich das Gros der SS aus ländlichen Bevölkerungsschichten. Sie waren weniger geschneigelt und besaßen nicht die sadistische Vollkommenheit ihrer Kollegen von Berlin. Was ihnen aber an Finessen abging, ersetzten sie redlich durch bäuerliche Brutalität.“²²

Er erhält aber auch einen wichtigen Einführungsunterricht: „Fritz ging neben mir undklärte mich auf. Das wichtigste sei, nicht aufzufallen. Ich sollte sofort heute Abend, wenn wir zurück seien, andere Hosen anziehen, mir eventuell ein paar alte von einem anderen Häftling borgen. Einen Hut zu tragen, war ganz unmöglich. Es machte mich von vornherein zu einem ‚Intellektuellen‘ und zog die Aufmerksamkeit der SS auf mich. Im Lager höchste Vorsicht! Die Verwaltung hatte einen systematischen Spitzeldienst in den einzelnen Kompagnien eingerichtet. Er nannte mir die Namen der beiden Kalfaktoren meiner Kompagnie, die ‚nicht sauber geschnitten‘ seien.“²³ Aber auch: „Sie schlagen Dich, bis Du in die Hosen scheißt. Sowie sie Dich über den Tisch ziehen, musst Du deshalb mit aller Kraft drücken. Wenn es ihnen zu sehr stinkt, hören sie auf.“²⁴

Die Menschenverachtung und Niedertracht des SS-Regimes im Lager wird besonders im Zusammenhang mit dem Fluchtversuch eines Häftlings – im Roman Kirsch genannt – deutlich: „Die

ganze Kolonne, in der Kirsch gearbeitet hatte, bekam auf unbestimmte Zeit verschärften Bunker, zwei Schnitten Brot und zwei Becher Wasser täglich, ohne die sonst gewährte halbe Stunde Freizeit am Abend. Zugleich wurden die Arbeits- und Lebensbedingungen für alle Häftlinge verschlechtert. Austreten während der Arbeit war nicht mehr erlaubt.“²⁵

Am nächsten Abend ließ der Kommandant dann durch seine Spitzel das Gerücht verbreiten, die Strafbestimmungen würden zurückgezogen, wenn Kirsch sich freiwillig stelle oder mit Hilfe der Häftlinge gefasst werden könne. Und einer der SS-Männer, von den Häftlingen allgemein „Schinderknecht“ genannt, stellte zudem fest: „Das sage ich Euch, wenn der Kerl gefasst wird, dann ist es Eure Sache, ihm das Fell vollzuhauen, bis er sich nicht mehr rührt. Der Kommandant weiß, dass Ihr nichts mit ihm zu tun habt. Aber er muss die Verschlechterungen durchführen. Ihr könnt Euch bei dem Schuft bedanken, dass Ihr jetzt weniger zu fressen kriegt. Und das ist erst der Anfang. Die Hauptsache kommt noch.“ Was zur nächsten Perfidie führte: „Als wir am Abend von der Arbeit kamen, war die Stimmungsmache gegen Kirsch weiter fortgeschritten. Jetzt erzählte man schon, er sei gar kein Politischer, sondern ein Krimineller, und habe ein paar Jahre wegen Diebstahl gesessen. Und der Kommandant möchte lieber heute als morgen die Strafen zurücknehmen, wenn er sicher wäre, dass niemand hinter Kirsch stehe.“²⁶

Kirsch hat das Pech, nach drei Tagen erwischt zu werden – und die von der Lagerleitung inszenierte Hetze war erfolgreich: Häftlinge ließen sich hinreißen, Kirsch, als er gefesselt in den Lagerhof gebracht wurde, brutal zu schlagen. Aber nicht genug damit, forderte beim Abendappell ein SS-Sturmführer: „Die Verwaltung betrachtet die Bestrafung des Kirsch als Sache der Häftlinge und wird sich nicht hereinmischen. Aber sie erwartet eine so gründliche Aktion, dass jedem die Lust vergeht, seinem Beispiel zu folgen. Wir geben Euch die Freiheit der Selbsthilfe und hoffen, dass Ihr den richtigen Gebrauch davon macht.“²⁷

Es gab dann tatsächlich Häftlinge, die dieser Aufforderung gehorchten. Danach ließ der Lagerarzt den schwerverletzten Kirsch die Nacht über in der Sanitätsbude liegen, und überstellte ihn erst am nächsten Morgen ins städtische Spital. Keiner der Häftlinge hat später noch von Kirsch gehört. Die Lagerverwaltung leugnete selbstverständlich den Mord-

auftrag, ließ sogar verbreiten, es werde eine Untersuchung des Falles geben, doch dabei blieb es. „Die Häftlinge, die sich an der ‚Bestrafung‘ Kirschs beteiligt hatten, wurden von den übrigen wie die Pest gemieden. Niemand sprach mit ihnen, in der Mittagspause saßen sie allein und die feindselige Stimmung gegen sie wuchs – statt mit der Zeit nachzulassen – immer mehr.“²⁸

Drei Wochen nach der Einlieferung wurde der Erzähler zusammen mit sieben weiteren Häftlingen „gleichgeschaltet“. Unter diesem Begriff verstanden die Nazis nicht nur administrative Maßnahmen, sondern auch den damit verbundenen Terror. Morgens um 6.30 Uhr mussten die ausgewählten Häftlinge vor dem Verwaltungsgebäude antreten. Um 6 Uhr abends wurden die ersten hineingerufen, wozu der Autor feststellt: „Schlimmer als die körperliche Zermürbung durch das zwölfstündige Warten und sogar schlimmer als die Gewissheit geschlagen zu werden, ist die Ungewissheit, was die Geheime Staatspolizei von der legalen und illegalen Arbeit des Gefangenen in der Partei weiß.“ Und weiter: „Alles ist leichter, wenn die erste Frage gestellt ist. Dann beginnt ein Kampf im Konkreten, in dem der Gummiknüppel nicht mehr allmächtig ist. Der Häftling kann seinen Kopf benutzen, sein Gehirn, seine Augen und Ohren arbeiten lassen. Er merkt sofort die Lücken im Anklagematerial, er hört aus den Fragen, was die Geheime am meisten interessiert, und er hat bald heraus, wie weit der vor ihm sitzende SS-Offizier überhaupt fähig ist, das Wesen illegaler Parteiarbeit zu verstehen. In neunzig von hundert Fällen hat der wildgewordene Spießler die idiotischsten Vorstellungen von der Partei.“²⁹

Am 12. November 1933 fand zugleich mit der Reichstagswahl eine Volksabstimmung über den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund statt. Zu ihrer Überraschung erfuhren die Häftlinge zwei Tage zuvor, dass auch für sie mehrere hundert Wahlscheine eingetroffen seien. Viele vertrauten jedoch nicht auf das Wahlgeheimnis und so überwogen letztlich die Ja-Stimmen. Eine Woche nach der Wahl wurde bekanntgegeben, dass die Regierung in Anerkennung des guten Abstimmungsergebnisses einen großen Teil der politischen Gefangenen in einer „Gnadenaktion“ freilassen würde. Es war die Rede davon, dass diese noch vor dem Weihnachtsfest wirksam werden sollte. Im Konzentrationslager des Romans verzögert sich das jedoch: „Die Unruhe wuchs, als es bekannt wurde, dass sechs-

undvierzig Entlassungsorders schon über vierzehn Tage bei der Lagerpolizei vorlagen. Ich weiß nicht, ob es eine Eigenheit des deutschen Arbeiters ist, jedenfalls waren die Gefangenen über die Willkür der Lagerverwaltung erbitterter als über die Gesetzlosigkeit der ganzen Schutzhaft.“³⁰ Davon, dass die amnestierten Häftlinge das Weihnachtsfest schon im Kreis ihrer Familien würden erleben können, war keine Rede mehr: „Am Heiligen Abend ging der Kommandant mit seinem Stab durchs Lager und öffnete mit eigener Hand die Bunkertüren. Das Nazi-Christkind mit Schmerbauch und dem Eisernen Kreuz II. Klasse.“³¹

Erst am zweiten Weihnachtstag war es dann soweit: Da kamen zum Kommandanten und seinem Stab noch zwei Herren in Zivil – Gestapo. Nachdem der Adjutant die Namen von 58 Männern verlesen hatte, die am nächsten Tag das Konzentrationslager würden verlassen dürfen, wies einer dieser Gestapo-Männer in einer Rede auf die Bedeutung der „Gnadenaktion“ hin: „Wehe den Feinden, die noch immer heimlich in unserem Volk gegen die neue Regierung wühlen. Und wehe demjenigen unter Ihnen, der sich noch einmal gegen den Willen unseres Führers, des Herrn Reichskanzlers Adolf Hitler, stemmt. Ein zweites Mal hat er keine Gnade zu erwarten.“³² Dem Autor wurde die Gnade zuteil. Zuvor hatte er jedoch wie die anderen zwei lange Reverse zu unterschreiben, einen für die Geheime Staatspolizei, einen für die Lagerverwaltung: „Darin verpflichteten wir uns, uns nie wieder, weder in Wort noch in Schrift noch in Tat gegen die nationalsozialistische Regierung zu versündigen und entsagten aller Ansprüche auf Ersatz von Schäden oder Verlusten, die wir durch die Schutzhaft erlitten hatten. Wir schworen außerdem, dass uns nichts Nachteiliges geschehen war und dass wir die Maßnahmen, die die Regierung gegen uns ergriffen hatte, als voll und ganz gerechtfertigt anerkannten.“³³

Allerdings wurden die Gefangenen nur „auf Probe“ entlassen und waren verpflichtet, sich bis auf weiteres täglich auf dem zuständigen Polizeirevier zu melden. Paul Massing stellte zur wiedergewonnenen Freiheit fest: „In meinem Nacken spürte ich immer noch die Augen der SS-Wache und instinktiv nahm ich wieder die Gewohnheiten aus der illegalen Zeit an.“³⁴ Es gelang ihm, nach Frankreich zu entkommen, wo er seinen Roman veröffentlichte. 1939 emigrierte er in die USA, wo er nach Beginn des Zweiten Weltkriegs das Buch „Hitler is no Fool“



„Schutzhäftling Nr. 880“ von Karl Billinger (Paul Massing), Paris 1935

(Hitler ist kein Idiot) schrieb, in dem er Hitlers Vernichtungspläne aufzeigte.

Bruno Heilig in Dachau und Buchenwald

1941 kam in London das Buch „Men Crucified“ („Menschen am Kreuz“) des österreichischen Journalisten Bruno Heilig hinzu, in dem dieser seine Haft in den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald eingehend beschrieb. Der aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Hohenau an der March stammende Autor hatte ursprünglich für die ungarische Nachrichtenagentur MTI und später als Korrespondent für die *Vossische Zeitung* in Budapest gearbeitet, bevor er 1928 von der Horthy-Regierung des Landes verwiesen wurde. Er übersiedelte nach Berlin, wo er erst für den Ullstein-Verlag und dann als Korrespondent für den *Wiener Tag* schrieb. Als er im September 1933 erfuhr, dass er verhaftet werden sollte, verließ er umgehend die deutsche Hauptstadt in Richtung Wien. Allerdings geriet er hier dann doch in die Fänge der Gestapo – am 15. März 1938, dem Tag nach Hitlers Einmarsch, wurde er verhaftet.

Als aktiver Antifaschist wurde er schon 14 Tage später mit dem so genannten „Prominententransport“ nach Dachau überführt, wo den Häftlingen, wie Heilig in „Menschen am Kreuz“ schreibt, sogleich klargemacht wurde, was ihnen nun blühen würde: „Hängt euch alle auf, noch heute Nacht“, sagt einer. „So erspart ihr euch alles andere. Lebend kommt doch keiner hinaus von hier. Noch heute Nacht. Stricke gibt's genug...“³⁵ Und die Ansprache eines SS-



Bruno Heilig (1888–1968)

Hauptsturmführers: „Ihr seid jetzt in Dachau“, schnarrt er uns an. „Ihr werdet bald merken, was das heißt. Im Lager herrscht Standrecht. Jeder Fluchtversuch, jede Auflehnung hat die sofortige Erschießung zur Folge. Hauptstrafen sind: Prügel und Baumhängen. Merkt euch das!“³⁶

Rasch muss Bruno Heilig die Realität des Lebens im Konzentrationslager erkennen: „Keine Phantasie kann sich das Treiben hier vorstellen. Hundertfünfzig Menschen schleppen Steine, schlagen wie besessen auf Betonblöcke los, schieben auf einem Gleis am Graben schwerbeladene Kippwagen, ununterbrochen gehetzt und geschlagen und getreten, SS-Leute und Capos brüllen wie die Irren, und Gefangene stöhnen und jammern. Wir haben kein Wasser, viele lassen die Zunge aus dem Mund hängen wie die Hunde.“³⁷ Dabei stellt sich in aller Beharrlichkeit die Frage: Kann, darf es diese Wirklichkeit überhaupt geben: „Da muß man aufhören zu denken. Dachau kann doch gar nicht wahr sein... Es ist alles Greuelpropaganda... So etwas gibt es nicht, kann es nicht geben... Da ist die kleine Bestie, unser Capo... und der andere sagt, es gibt noch einen ärgeren... Sterzer, den Namen muß ich mir merken... Aber den gibt's sicher gar nicht... Es gibt kein Dachau und keinen Sterzer, weil es das nicht geben kann... Es ist alles Greuelpropaganda, was ich hier erlebe... Greuelpropaganda schneidet in meine Schulter... Greuel... Zementblöcke sind Greuelpropaganda... Es gibt ja überhaupt keinen Zement... Alles ist Lüge... Lüge schneidet in mein Fleisch.“³⁸ Und er stellt fest: „Wir lebten im Unwirklichen. Das Unwirkliche war unsere Wirklichkeit. Der Stacheldraht grenzt den Menschen schärfer von der Welt ab, als es die Wände der Gefängniszelle vermögen.“³⁹

Das KZ Dachau galt zu diesem Zeitpunkt vor allem als Ausbildungsstätte für SS-Wachmannschaften und SS-Führungspersonal. Die Außenlager, in denen die Häftlinge Zwangsarbeit für Betriebe leisten mussten, entstanden weitgehend erst ab 1942. „Die Arbeit, die wir verrichteten, hatte wohl ihren Zweck, aber sie war nur sekundär für diesen Zweck und primär zum Quälen der Gefangenen organisiert. Es wurden sinnlos Erdhaufen errichtet, weil man Menschen in die Schubkarren spannen wollte. Es wurden zwecklos Kiesgruben ausgehoben, damit Sterzer und Zock Menschen zu Tode hetzen konnten. Es wurden Steine getragen, damit Menschen darunter zusammenbrachen.“⁴⁰

Im September 1938 wurde Bruno Heilig mit anderen Häftlingen aus dem KZ Dachau ins KZ Buchenwald überstellt. In manchem unterschied sich dieses von Dachau. Vor allem herrschte hier, als Heilig ankommt, ein anderes Regime als in Dachau: „Es waren alles Grüne, wie überhaupt in Buchenwald die Berufsverbrecher fast alle Lagerfunktionen innehatten. Sie spielten hier die Rolle, die die Politischen in Dachau hatten.“⁴¹ Heilig erlebte allerdings in den kommenden Monaten mit, wie sich Ende des Jahres das Regime der „Grünen“ durch die Korruption ihrer Vertreter selbst demontiert: „Zu Dutzenden kommen Grüne in den Bunker. Auch Kontrolleure sind darunter. Mit Hilfe des Bocks wird die Untersuchung eingeleitet. Jetzt muß Koch [Lagerkommandant SS-Standartenführer Karl Otto Koch] Ernst machen. Das Lager wird ihm entgleiten, wenn er die Grünen weiter gewähren läßt. Er weiß, daß Geld eine gefährliche Sache ist. Auch er liebt es. Er weiß, daß mit Geld Menschen zu kaufen sind. Und die SS ist schlecht bezahlt.“⁴²

Und dann: „Die Grüne Herrschaft ist zu Ende. Die Kontrolleure und die anderen Grünen kommen wieder auf ihre Blocks, aber bis auf zwei haben sie keine Funktionen mehr. Rudi ist Kontrolleur geblieben, und der einarmige Jäger ist als Capo zur Strafkompagnie eingeteilt worden. [...] An die Stelle der grünen Funktionäre kommen rote. Lagerältester ist der ehemalige kommunistische Abgeordnete Karl Barthel.“⁴³ Im Jänner 1939 stellt Bruno Heilig fest: „Buchenwald konsolidiert sich. Die Gefangenen werden zur Reinlichkeit angehalten. Die Eßgeschirre müssen blitzen wie in Dachau, und morgens müssen wir mit geputzten Schuhen zum Appell. Zerrissene Kleider müssen geflickt werden, nicht mehr repa-

raturfähige Stücke werden ausgetauscht. Immer häufiger fließt das Wasser, und wir können uns waschen. Wasser trinken ist nach wie vor verboten. Alles trinkt.“⁴⁴ Dennoch stellt sich für die Häftlinge vor allem die Frage: Kommt man hier lebend hinaus? Manche glauben, in Buchenwald wäre dies leichter als in Dachau. Und manches deutet darauf hin: „Sonntag bekommen wir Befehl, nach Hause zu schreiben und unsere Angehörigen nachdrücklich aufzufordern, sie sollten schleunigst alles für die Auswanderung vorbereiten.“⁴⁵ Das kann selbstverständlich auch eine gute Geldquelle sein: „Den Juden wurde befohlen, ihren Angehörigen Vollmachten zur Erledigung von Geschäftsübergaben und Auswanderungsangelegenheiten zu schicken. In der politischen Abteilung tauchte plötzlich ein Herr in Zivil auf, der Juden in Auswanderungsfragen beriet, Vollmachten und Paßphotos beglaubigte und den Gefangenen auch sonst allerhand Rechtshilfe leistete. Es war ein Notar aus Weimar mit guten Gestapo-Beziehungen. Der Notar war nur dazu da, uns Geld aus der Tasche zu ziehen. Wir rechneten aus, daß er in den zwei Stunden, die er täglich im Lager verbrachte, durchschnittlich 400 Mark verdiente, also im Monat – die Sonntage nicht gezählt – etwa 10.000 Mark.“⁴⁶

Heilig erhielt im Februar 1939 einen eingeschriebenen Brief von seiner Frau; darin befand sich ein Dokument, das bestätigte, dass für ihn eine Schiffskarte nach Shanghai voll bezahlt worden sei. Er wusste, dass seine Frau nicht genug Geld hatte, um eine Schiffspassage nach Shanghai zu bezahlen; er wusste aber auch, dass der Gestapo solche Bestätigungen zumeist genügten. Und so begann ein langes Warten. Am 27. April 1939 konnte Heilig schließlich das Konzentrationslager Buchenwald verlassen: „Die letzte Station vor dem Verlassen des Konzentrationslagers ist die Politische Abteilung. Dort bekommt man den Entlassungsschein. Man hat ein Revers zu unterschreiben, der das Trinken von Alkohol auf der Durchreise in Weimar und die Verbreitung irgendwelcher Nachrichten über das Konzentrationslager verbietet. Der Oberscharführer hält an die Entlassenen eine Ansprache: ‚Wenn es euch einfallen sollte, auch nur ein Wort über das Konzentrationslager verlauten zu lassen, ist es um ihn geschehen. Ist er im Reich, so kommt er zurück ins Lager und nie wieder heraus. Ist er im Ausland, so wird er von unseren Organisationen erledigt. Wir haben überall

unsere Leute, die euch zum Schweigen bringen, für immer... Verstanden?“⁴⁷

Bruno Heilig fuhr sofort nach Mailand, wohin ihm seine Frau bald folgte. Da Heilig bereits als Korrespondent für den Londoner *Jewish Chronicle* gearbeitet hatte, erleichterte dies seine Einreise in Großbritannien im August 1939. Im Juli 1941 erschien dann sein Roman „Menschen am Kreuz“ in englischer Übersetzung in London. Bereits im August folgte eine zweite und Anfang 1942 eine dritte Auflage. Allein dies zeigt, dass auch dieses Buch damals erhebliche Aufmerksamkeit fand.

Wolfgang Langhoff in Börgermoor und Lichtenburg

Wolfgang Langhoff, nach dem Krieg für viele Jahre Intendant des Deutschen Theaters Berlin, entkam ebenfalls dem Konzentrationslager, als er im Rahmen der so genannten Osteramnestie 1934 freigelassen wurde; und er entkam auch dem NS-Staat durch Flucht in die Schweiz, wo er 1935 das Buch „Die Moorsoldaten. 13 Monate Konzentrationslager“ veröffentlichte, das nach der Übersetzung ins Englische ebenfalls als früher Bericht über die Brutalität der Nazi-Herrschaft weltweit Beachtung fand.

Langhoff, der als Schauspieler und Regisseur in Düsseldorf gearbeitet hatte, aber auch künstlerischer Leiter der 1930 gegründeten Agitprop-Theatergruppe *Nordwest ran!*, einer kommunistischen Laientheatergruppe, sowie Mitglied der Düsseldorfer Ortsgruppe der *Assoziation revolutionärer bildender Künstler Deutschlands* gewesen war, wurde schon am 28. Februar 1933 „zum Schutz von Volk und Staat“ von der Gestapo verhaftet und im Düsseldorfer Gefängnis sogleich schwer misshandelt. Man brachte ihn eines Abends, wie er in seinem Buch „Die Moorsoldaten“ schildert, zum „Verhör“ in eine leere Zelle im Keller – und dann kamen sechs oder sieben SS-Männer, die zwar Fragen stellten, aber nicht wirklich etwas von ihm wissen wollten: „Sag die Wahrheit! Sag die Wahrheit!“; *schreien jetzt alle im Takt, während Schläge, dumpfe schwere Schläge auf mich heruntersausen. Ich halte beide Hände vors Gesicht. Ich versuche mich abzudecken, so gut es geht. Ich beginne vor Schmerzen laut zu brüllen: „Hilfe, Hilfe! Aufhören! Um Gottes Willen, aufhören! Ihr macht mich ja kaputt!“*⁴⁸ Dann gönnten sie ihm eine Pause und ließen ihn liegen: „Hundertmal sagte ich mir vor: So ist das also. – So ist das also. Ich konnte keinen ande-

ren Gedanken fassen. Mein Atem flog, mir war furchtbar heiß. Ich lag platt auf dem Bauch und presste meinen Kopf und die nackte Brust auf die kalten Steinfliesen. Das kühlte. Aus Nase und Mund lief Blut. Ich lag mit dem Kopf in der Lache und wollte mich wegwälzen. Unerträgliche Schmerzen. Ich konnte mich nicht rühren. Die Haut war an vielen Stellen geplatzt. Hals und Arme dick aufgeschwollen. Mit der Zunge tastete ich meinen Mund und die Zähne ab. Vorn fehlte mir alles.“⁴⁹

Doch die SS-Männer kamen zurück, prügelten nochmals auf ihn ein, bis sie genug hatten. Hilfe kam schließlich von einem SA-Mann, der in der Nacht die Runde machte. Und dieser pflegte ihn vier Wochen in einer Einzelzelle, bis Langhoff wieder auf die Beine kam. Wenige Tage vor dessen schwerer Misshandlung war übrigens in Zeitungen ein Erlass von Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß abgedruckt gewesen, worin es hieß: „Jüdisch-marxistische Elemente haben sich in die Reihen der SS und SA geschlichen und versuchen durch Provokationen das Ansehen unserer braunen Armee zu schädigen. Es ist eines deutschen Mannes unwürdig, wehrlose Gefangene zu misshandeln. Fälle von Misshandlungen müssen sofort gemeldet und die Betreffenden strengster Bestrafung zugeführt werden.“⁵⁰

Im Juli 1933 wurde Langhoff mit 480 „Schutzhäftlingen“ ins seit einem Monat bestehende KZ Börgermoor bei Papenburg gebracht, von wo aus die nahegelegene Moorlandschaft kultiviert werden sollte. Langhoff kam in eine Baracke, die zu 95 Prozent mit Arbeitern und Mitgliedern der Kommunistischen Partei belegt war. Die Wahl des Barackenältesten blieb ihm in besonderer Erinnerung: „Es war eine groteske Situation: Mitten im Lager, umgeben von Stacheldraht, Terror, Schlägen und Misshandlungen – eine Art Parteiversammlung mit Wahl und Ansprachen! [...] Für mich hatte dieses Festhalten an der Überlieferung etwas Rührendes. Später habe ich auch die Bedeutung und Kraft erkannt, die in dieser Überlieferung ruht. Denn nie in meinem ganzen Leben habe ich unter Menschen einen solchen Grad von Zusammenhalt, Treue und Kameradschaft erlebt.“⁵¹

Eines Nachts wurden sie dann aus den Betten gehetzt; die SS-Männer, die sie zuvor noch aus der Kantine grölen gehört hatten, wollten noch ihren Spaß haben: „Wir werden in drei großen Schubs durch die enge Barackentüre ins

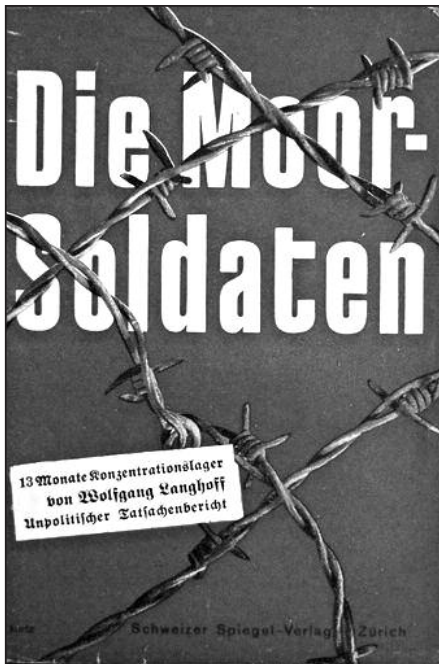


Wolfgang Langhoff (1901–1966)

Freie gejagt. Durch eine Gasse von SS-Männern, die mit Füßen, Kolben und Latten, an denen noch die Nägel waren, auf uns einschlugen. Jedes Mal, wenn 20 oder 30 Mann in wahnsinnigem Tempo durch die Tür gesaust sind, stoppen zwei SS-Männer den Strom ab, damit auch alle etwas abbekommen.“⁵² Hinterher wurde diese Nacht die „Nacht der langen Latten“ genannt: „Ihr Ergebnis war: drei Schwerverletzte, wovon der eine monatelang im Lazarett lag mit Brustfellentzündung, der andere Nierenblutungen hatte und der dritte eine schwere Hüftverletzung davontrug. Wir anderen hatten nur geprellte Arme, Hintern und Beine.“⁵³

Die SS-Männer blieben allerdings auch nicht immer ungeschoren. So erzählt Langhoff von deren Ausflügen, wenn es in einem nahegelegenen Dorf eine Tanzveranstaltung gab: „Dort entwickelte sich dann Folgendes: Die SS, als Herren der Situation – in ihren schneidigen schwarzen Uniformen –, spannten den Dorfburschen die Mädels aus und verzogen sich mit ihnen in die Gärten. Die Bauernburschen waren aber fast alle in der SA, und das Ende vom Lied war dann eine blutige Schlägerei zwischen SS und SA, die meistens mit der Niederlage der SS endete, die in der Minderheit war und ins Lager zurückkam mit verbundenen Köpfen, zerrissenen Jacken – wie zerzauste Wölfe – und für den nächsten Sonntag Rache schwor.“⁵⁴

Drei Wochen nach der „Nacht der langen Latten“ hatten dann auch die Häftlinge ihr Vergnügen, denn an einem Sonntagnachmittag fand mit Erlaubnis der Kommandantur zur allgemeinen



„Die Moorsoldaten“ von Wolfgang Langhoff, Zürich: Spiegel-Verlag 1935

Aufmunterung eine „Zirkusvorstellung“ statt, von Langhoff inszeniert, der alle möglichen Talente zusammensuchte, von Akrobaten und Sängern bis zu Tierimitatoren und Keulenschwingern. Nach vielen Abenden des Probens verkündete ein Plakat: „Zirkus Konzentrazani! Heute große Galavorstellung! Riesentierschau! Die größten Ochsen der Welt. Noch nie dagewesen – das Moorballett! Luft- und Parterreakte. August – der Urkomische! Beginn 2.30.“⁵⁵ Schließlich war es soweit: „Alle Köpfe wandten sich dem Eingang zu: Mit dem Kommandanten an der Spitze zog die SS ein. Es wurde still unter den 900 Häftlingen. Ein wenig verlegen nahm die SS Platz. Neugierige Augen blickten zu ihnen hin, so wie: Na, passt mal auf Jungens, jetzt werden wir euch was zeigen!“⁵⁶ Langhoff stellt dazu fest: „Die SS kam sozusagen zu uns als Gast! Wir, die wir nicht mehr das Leben von Menschen führten, hatten es gewagt, für einige Stunden über uns selber zu bestimmen, ohne Befehle, ohne Anweisungen, ganz so, als ob wir unsere eigenen Herren wären und als ob so eine Einrichtung wie Konzentrationslager nicht existierte! Dieses Gefühl war in der Masse der Zuschauer deutlich spürbar.“⁵⁷

Aber auch, was dies für ihn selbst bedeutete: „Es ging mir durch den Kopf, dass ich vor einem solchen Publikum und für solches Publikum noch nie im Leben gearbeitet hatte und wohl auch nie mehr arbeiten werde! Sucht euch Menschen auf der Welt wie diese Gefangenen, die durch unmenschliche Martern und Qualen gegangen sind, fast jeder

von ihnen durch die Keller der SA geschleift und jetzt in einem Lager mit schwerster Fronarbeit, täglichen Misshandlungen und der ständigen Drohung, ‚auf der Flucht erschossen‘ zu werden – sucht euch die, die dann noch den Mut aufbringen, so zu lachen, so das Leben zu bejahen –, dass die SS, von der Ursprünglichkeit und Heiterkeit überrumpelt, mitlachte und gegen ihren eigenen Willen von ihnen beeindruckt wurde!“⁵⁸

Und dann hörten die Häftlinge, aber auch die SS-Mannschaft erstmals vom vierzig Mann starken Chor vorgetragen das Lied von den Moorsoldaten. Langhoff berichtet: „Ich sah den Kommandanten. Er saß da, den Kopf nach unten, und scharrte mit dem Fuß im Sand. Die SS still und unbeweglich. – Ich sah die Kameraden. Viele weinten.“⁵⁹ Beim letzten Refrain, dem „Nicht mehr mit dem Spaten“ löste sich die Erstarrung und bei der Wiederholung sangen alle neunhundert Mann mit. Damit schloss die Veranstaltung und die Häftlinge kehrten in ihre Baracken zurück, gefolgt von einzelnen SS-Männern, die ganz begeistert waren. Langhoff schreibt, dass hier die ersten menschlichen Worte von beiden Seiten gewechselt worden seien. Aber auch: „Zwei Tage darauf wurde das Lied verboten. Wahrscheinlich wegen der letzten Strophe, die ja auch wirklich mehrdeutig ausgelegt werden kann. Trotzdem waren es die SS-Leute, die immer wieder und wieder das Lied zu hören verlangten und es gegen die Kommandantur durchdrückten, dass wir auf den weiten Märschen zum Arbeitsplatz das Lied sangen.“⁶⁰ Das hieß jedoch nicht, dass die Quälerei und die Misshandlungen weniger wurden oder sich an der Arbeit etwas geändert hätte: „Monatelang stehen wir im Moor, oft versacken wir bis zu den Knien im Sumpf, oft kommen unsere Spaten kaum durch die riesigen Wurzeln und Baumstümpfe der versunkenen Wälder, die es in diesem Moor gibt, oft treten wir auf Kreuzottern, die im heißen Heidekraut züngeln.“⁶¹

Wolfgang Langhoff wurde zusammen mit mehreren anderen Häftlingen am 1. Dezember 1933 ins KZ Lichtenburg in der Stadt Prettin verlegt. Seinen Worten zufolge war dort die Behandlung ähnlich wie im KZ Börgermoor. Allerdings sei die Schlägergruppe der SS noch brutaler und gemeiner gewesen und die Gesamtatmosphäre quälender, unsicherer und nervöser. Es gab zwar eine SS-Wachmannschaft, aber zu diesem Zeitpunkt noch einen Direktor, Hans Faust, Langhoff zufolge ein so genannter „feiner

Mann“: „Er war korrekt und höflich und kümmerte sich im Übrigen um gar nichts. Er sah nichts und bemerkte nichts. Weder die sadistischen Quälereien von Entsberger und seinem Stellvertreter Zimmermann noch die Morde und täglichen Misshandlungen, die in den Dunkelzellen neben dem Kohlenkeller vorgenommen wurden.“⁶² Er erwartete übrigens von Langhoff, dass er nun hier für Weihnachten in der Kirche ein Festspiel inszeniere. Diesem gelang es jedoch, ihm den Plan auszureden, indem er ihm versicherte, er würde sich vor den Besuchern, die er dazu einladen wollte, lediglich blamieren.

Und dann wurde Langhoff – gewissermaßen von einem Tag auf den anderen – freigelassen: „Unfassbar. Ruhig nehme ich die Verfügung zur Hand. Da steht es: ‚Der Schutzhäftling Wolfgang Langhoff ist am 31. März, vorm. 10 Uhr, nach ernster Verwarnung nach Berlin zu entlassen. Düsseldorf. Polizeipräsidium.‘ Ohne Begründung. Ohne irgendetwas. [...] Und während sich mein Herz darauf vorbereitet, die ersten Schritte in die Freiheit zu tun, ziehen die Schatten der dreizehn Monate vorbei und mischen sich seltsam mit dem kommenden Licht. Im schwankenden Fluß der Gesichter gräbt sich ein Gedanke fest in mir ein: nichts vergessen. Es bleiben noch viele zurück. Nichts vergessen.“⁶³ Doch die wiedergewonnene Freiheit gestaltete sich für Langhoff nicht einfach. Kein Theaterdirektor in Deutschland wollte den ehemaligen KZ-Häftling beschäftigen oder getraute sich, dies zu tun. Hingegen erneuerte das Schauspielhaus Zürich das Angebot eines Engagements. Langhoffs Antrag auf Ausstellung eines Passes wurde jedoch abgelehnt: Aus politischen Gründen, wie es hieß. So blieb ihm gar nichts anderes übrig, als illegal über die Grenze zu gehen. Damit fand er neben der Arbeit als Schauspieler und Regisseur nicht nur die Möglichkeit, seine Erinnerungen niederzuschreiben, sondern auch die, sie sogleich zu veröffentlichen.

Anmerkungen:

1/ Hans Beimler: Im Mörderlager Dachau. Vier Wochen in den Händen der braunen Banditen. Köln 2012, S. 27.

2/ Ebd., S. 44.

3/ Ebd., S. 32.

4/ Ebd., S. 47.

5/ Ebd., S. 51.

6/ Jean Améry: Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. Stuttgart 1977, S. 56f.

7/ Gerhart Seger: Oranienburg, Erster authentischer Bericht eines aus dem Konzentrationslager Geflüchteten. Karlsbad 1934, S. 26.

8/ Ebd., S. 17f.

9/ Ebd., S. 63.

10/ Ebd., S. 52.

11/ Ebd., S. 5f.

12/ Willi Bredel: Die Prüfung. Berlin und Weimar 1976, S. 112.

13/ Ebd., S. 274.

14/ Ebd., S. 42.

15/ Ebd., S. 70.

16/ Ebd., S. 113.

17/ Ebd., S. 114.

18/ Ebd., S. 251f.

19/ Karl Billinger: Schutzhäftling Nr. 880. München 1978, S. 28.

20/ Ebd., S. 29.

21/ Ebd., S. 39.

22/ Ebd., S. 46.

23/ Ebd., S. 58f.

24/ Ebd., S. 61.

25/ Ebd., S. 84.

26/ Ebd., S. 85.

27/ Ebd., S. 86.

28/ Ebd., S. 90.

29/ Ebd., S. 97.

30/ Ebd., S. 166.

31/ Ebd., S. 166.

32/ Ebd., S. 173.

33/ Ebd., S. 175.

34/ Ebd., S. 177.

35/ Bruno Heilig: Menschen am Kreuz. Dachau – Buchenwald. Weitra 2002, S. 21.

36/ Ebd., S. 22.

37/ Ebd., S. 43.

38/ Ebd., S. 41.

39/ Ebd., S. 97.

40/ Ebd., S. 94.

41/ Ebd., S. 143f.

42/ Ebd., S. 228.

43/ Ebd., S. 237.

44/ Ebd., S. 234.

45/ Ebd., S. 152.

46/ Ebd., S. 177.

47/ Ebd., S. 257.

48/ Wolfgang Langhoff: Die Moorsoldaten. 13 Monate Konzentrationslager. Essen 2014, S. 82.

49/ Ebd., S. 84.

50/ Ebd., S. 90.

51/ Ebd., S. 134f.

52/ Ebd., S. 151.

53/ Ebd., S. 154.

54/ Ebd., S. 166f.

55/ Ebd., S. 169.

56/ Ebd., S. 171.

57/ Ebd., S. 170f.

58/ Ebd., S. 172f.

59/ Ebd., S. 180.

60/ Ebd., S. 181f.

61/ Ebd., S. 188.

62/ Ebd., S. 261.

63/ Ebd., S. 290 und 292.

100 Jahre Rotes Wien

Eine Ausstellung erkundet die austromarxistischen Visionen vom neuen Wien, neuen Wohnen und dem neuen Menschen

Zum zehnten Mal in Folge wurde Wien im März 2019 in der so genannten Mercer-Studie zur lebenswertesten Stadt der Welt gewählt. Seine Gründe hat das nicht nur in der vergleichsweise immer noch fortschrittlichen sozialdemokratischen Lokalpolitik, sondern vor allem auch in einer kurzen Periode der gesellschaftspolitischen Utopie von 1919 bis 1934, die gemeinhin bekannt wurde als das „Rote Wien“. Jenes Rote Wien, das bis heute die Stadt und ihren guten Ruf prägt, wird nun zu seinem hundertjährigen Jubiläum in diversen Veranstaltungen geradezu pathetisch zelebriert.

Großen Raum nimmt dieses Jubiläum im Wien Museum ein, welches dem „Roten Wien“ eine umfassende Ausstellung in seinem Ausweichquartier MUSA mit dazugehörigem Katalog widmet. Dabei wird nicht nur dem chronologischen Ablauf gefolgt, sondern es werden auch möglichst viele Aspekte dieser mannigfachen Periode dargestellt. So gelingt ein nicht unspannendes Panorama einer Epoche, die nur allzu oft auf den öffentlichen Wohnbau reduziert wurde, aber doch viel mehr war.

Startpunkt des Roten Wiens ist der 4. Mai 1919, als bei den ersten freien Gemeinderatswahlen in Wien die Sozialdemokratie die Mehrheit errang und gleich mehrerer Krisen Herr zu werden hatte. Hohe Arbeitslosenzahlen, Tuberkulose und unzählige Obdachlose sind nur einige der vielen damaligen Probleme. Auf Basis einer für heutige Zeiten geradezu revolutionär wirkenden Besteuerung von Luxus – wie etwa von Privatfahrzeugen, Dienstpersonal, Kaffeehäusern und vielem mehr – wurde der Bau von zehntausenden Gemeindebauwohnungen finanziert, ganz ohne große Verschuldung bei Privatbanken. In ihnen wollte man die WienerInnen mit Gemeinschaftsräumen zum Kollektiv schweißen und sie nach austromarxistischem Reformwillen langsam zum neuen Menschen erziehen. Helfen sollten dabei auch die neu errichteten Kindergärten, Schulen und diverse Kultur- und Freizeitvereine und Einrichtungen. Selbst eine Arbeiterolympiade wurde organisiert, und FotografInnen und Agitprop-KünstlerInnen entwickelten eine eigene Wiener Proletarierästhetik.

Kritik daran kam freilich von Seiten konservativer und reaktionärer Kräfte,

wie beispielsweise der Christlichsozialen Partei. Sie war es auch, die 1933/34 mit dem Austrofaschismus das Ende des Roten Wiens einläutete. Über all diese und weitere Aspekte geben Ausstellung sowie Katalog firm Auskunft und warten dabei überdies mit einer Vielzahl von Fundstücken auf. Darunter auch Propagandaplakate, das Modell einer von Margarete Schütte-Lihotzky entworfenen Küche oder Druckwerke der Zeit. Erwähnenswert ist eine 1932 von der KPÖ herausgegebene Publikation mit dem Titel „Wien – Moskau“, welche im Vorfeld der Gemeinderatswahlen versuchte, die stadtpolitische Entwicklung Wiens in Relation zu jener Moskaus – wohlgermerkt erfolglos – als katastrophal darzustellen.

Hierin liegt allerdings die einzige Schwäche der Ausstellung, handelt es sich doch bei dieser Broschüre um ein Unikum. Darüber hinaus werden Tendenzen links der Sozialdemokratie weitgehend ignoriert. Ein fataler Tunnelblick, denn einerseits war die Oktoberrevolution des Jahres 1917 mit all ihren sozialpolitisch progressiven Folgen im Rahmen des Systemwettstreits nicht unwesentlich an der Ausformung westeuropäischer Wohlfahrts- und Fürsorgepolitik beteiligt. Andererseits forderten dazumal nicht wenige die Errichtung einer Räterepublik nach dem Vorbild Ungarns und Bayerns. Das Rote Wien war einer von mehreren Wegen, diesem revolutionären Druck ein Ventil zu geben. Trotz dieses Mankos handelt es sich um eine Ausstellung, die das Panoptikum einer ereignisreichen Zeit entfaltet, in der fast alles möglich schien.

CHRISTIAN KASERER

Das Rote Wien 1919–1934, bis 19.1.2020, MUSA, Wien 1., Felderstraße 6–8



Katalog:
Das Rote Wien. 1919–1934. Ideen, Debatten, Praxis
469 S.
39 Euro

Mahnmal für 18 widerständige Frauen in Salzburg

Auf Initiative des KZ-Verbands erweiterte die Stadt Salzburg das Rosa-Hofmann-Denkmal

Es wäre der 100. Geburtstag von Rosa Hofmann gewesen. Am 27. Mai dieses Jahres wurde im Salzburger Stadtteil Maxglan das Memorial für Frauen im Widerstand gegen das NS-Terror-Regime seiner Bestimmung übergeben. Tatsächlich wurde die junge Kommunistin Rosa Hofmann nicht einmal 24 Jahre alt. Sie bezahlte ihren Einsatz für Frieden, Demokratie und Sozialismus mit dem Leben.

Der bereits 1947 errichtete Gedenkstein für Rosa Hofmann bildet die Grundlage für das neue Frauenmemorial, das an 18 widerständige Frauen unterschiedlichster Weltanschauung erinnert. Die Initiative zur Neugestaltung ging vom KZ-Verband/VdA Salzburg aus, der insbesondere auch auf die Schicksale jener Frauen aufmerksam gemacht hatte, die als „Rote“ einfach abgeholt und ohne Verfahren hingerichtet wurden. Die Denkmalerweiterung und die Ausschreibung dazu basierten auf einem Mehrparteiantrag im Gemeinderat (SPÖ, ÖVP, Grüne, NEOS, Liste SALZ).

Zu den vom KZ-Verband genannten Kommunistinnen hat schließlich die Kulturabteilung der Stadt Salzburg gemeinsam mit dem Stadtarchiv weitere widerständige und ermordete Frauen genannt. Deren Ehrung auf dem Denkmal, das die Kommunistin Rosa Hofmann als Basis hat, war im KZ-Verband nicht ganz unumstritten. Vor allem die Nennung von Olga Hekajllo führte zu Debatten, war diese doch die Cousine des austrofaschistischen Kanzlers Kurt Schuschnigg. Hekajllo wurde wegen des Hörens von ausländischen Sendern denunziert, dann wegen Hehlerei verhaftet, deportiert und im KZ Ravensbrück ermordet. Letztlich entschied sich der Vorstand des Salzburger KZ-Verbands mit großer Mehrheit für die Nennung Hekajllos auf dem Mahnmal. Eines der zentralen Argumente: Stellt man die Widerständigkeit von Olga Hekajllo wegen ihres Verwandtschaftsverhältnisses zu Schuschnigg in Frage, übernehme man das Sippenhaftungsdenken der Nationalsozialisten.

Die niederösterreichische Künstlerin Iris Andraschek hat die Namen, Lebensdaten und den Ort der Ermordung durch die Nazis auf eine gewölbte Leinwand aus armiertem Kunststein graviert, die zugleich einen fokussierenden Hinter-

grund für den Rosa-Hofmann-Gedenkstein bildet. Als Schrift wählte Andraschek die „Friedländer“, die von der 1936 emigrierten jüdischen Kalligraphie-Künstlerin Elizabeth Friedländer entworfen wurde. Ergänzt wird das Mahnmal durch eine eigene Postkarten-



serie. Je eine Karte widmet jeder der ermordeten Frauen ein eigenes Gedenken und gibt poetisch und assoziativ Hinweis auf deren Leben oder Wohnorte. (Die Postkartenedition ist kostenlos in der Kulturabteilung der Stadt Salzburg erhältlich, Kontakt: kultur.bildung.wissen@stadt-salzburg.at.)

In ihrer Ansprache anlässlich der Denkmalsübergabe zog Karin Hofer für den Salzburger KZ-Verband Parallelen zur heutigen politischen Situation. Sie erinnerte daran, dass die Nazis die Macht übernommen haben: „Der Nationalsozialismus fiel nicht vom Himmel. Er baute auf – auf gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Strukturen und auf verankerten Denkmustern. Und natürlich war die Verelendung der Menschen in der Zwischenkriegszeit ein fruchtbarer Boden. Die Tatsache, dass wir heute in Österreich von einer solchen Verelendung weit weg sind, sollte uns nicht zu sehr beruhigen. Zukunftsängste und Abstiegsängste können ein genauso fruchtbares Substrat für Sündenbock-Ideologien sein. Wollen wir heute etwas

gegen diese Ängste tun, gilt es vor allem für soziale Sicherheit zu sorgen.

Die Macht übernommen haben die Nazis in Deutschland auch nicht putschartig. Das war vorbereitet durch ein gezieltes Infiltrieren von Strukturen: Strukturen des Sicherheitsapparats, Strukturen der Finanz und der Wirtschaft, der Medien. Und die Denkmuster, die ‚Erzählungen‘, wie das heute heißt, waren vorbereitet: Der Antisemitismus als Basis, die Feindschaft zur Demokratie – die Abwertung des Parlaments als ‚Quatschbude‘ – und das Schüren von Hass gegen alle Andersdenkenden. Das ist eingesickert in die Köpfe. Auch heute sickert dieses braune Gift: Wenn Konzepte zur Sicherungshaft ernsthaft vorge schlagen werden, führt dies zu keinem breiten Aufschrei mehr. Obwohl Sicherungshaft ja nichts anders heißt als: Ich kann eingesperrt werden für etwas, das ich nicht getan habe, weil ich es eventuell tun könnte. Aber das ist kein Problem – es gilt ja nicht für mich, ich bin ja ein Herrenmensch, Pardon: Österreicher. Es gilt ja nur für die AUSLÄNDER. Und die sind ja wahlweise Ratten, Höhlenmenschen oder zumindest pauschal Vergewaltiger und Verbrecher.

Dieses Denken äußert sich nicht mehr nur in primitiven Rattengedichten und unsäglichen Facebook-Postings. Es ist schon längst in der Mitte der Gesellschaft angekommen: Nämlich dann, wenn wir Menschen nur mehr unter dem Aspekt ihrer Herkunft, ihrer Kultur wahrnehmen. Den Begriff ‚Rasse‘ vermeiden wir (noch), wobei er – wie Dissertationen an heimischen Universitäten zeigen – auch wieder salonfähig zu werden scheint. ‚Für die Freiheit gab sie ihr Leben, ihr Vorbild wollen wir erstreben.‘ Das steht auf dem ursprünglichen Gedenkstein für Rosa Hofmann. So pathetisch und veraltet das klingt – darum geht es: Erinnern heißt Widerstand leisten gegen dieses braune Denken und gegen gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Entwicklungen, die dieses Denken tragen.“

THOMAS NEUHOLD

Eine umfassende Dokumentation zum Frauenmemorial mit allen Biografien, Reden usw. ist auf der Website des Salzburger KZ-Verbands (www.kz-verband-salzburg.at) zu finden.

Linz – Moskau – Mauthausen

Zum 75. Todestag von Theodor Rakwetz, Vater und Sohn

Es ist beileibe keine neue Erkenntnis, dass jene ÖsterreicherInnen, die den von den Alliierten in der Moskauer Deklaration geforderten „eigenen Beitrag“ zur Befreiung Österreichs leisteten, im eigenen Land größtenteils unbekannt bzw. vergessen sind. Jene, die im Widerstand gegen das Dritte Reich an verschiedensten Fronten und auf verschiedenste Art und Weise ihr Leben riskierten und oftmals geben mussten, sind in der österreichischen Erinnerungskultur, in der medialen Öffentlichkeit und im öffentlichen Raum kaum präsent. Vor allem scheint das für jene ÖsterreicherInnen zu gelten, die der NS-Herrschaft mit der Waffe entgegentraten. Zu diesen Vergessenen gehören auch die beiden Linzer Kommunisten Theodor Rakwetz junior und senior, die vor 75 Jahren, im Herbst 1944, im Konzentrationslager Mauthausen ermordet wurden.

Theodor Rakwetz sen. wurde am 14. September 1901 als Sohn des Eisenbahners Johann Rakwetz und seiner Frau Cäcilie in Gaming (Bezirk Scheibbs, Niederösterreich) geboren. Nach einer Lehre zum Anstreicher meldete er sich freiwillig für den Einsatz im Ersten Weltkrieg und nahm an den letzten Isonzo-Schlachten teil. Im November 1918 trat er in Gmünd der neu gegründeten Volkswehr und der Sozialdemokratischen Partei (SDAP) bei und wurde zum Soldatenrat gewählt. Laut eigener Aussage entwendete er in dieser Funktion Waffen und Munition und stellte sie den Arbeiterräten der Eisenbahnerwerkstätte in Gmünd zur Verfügung. Im Frühjahr 1919 wurden er und einige seiner Genossen bei einem Versuch, über die Grenze nach Ungarn zu gelangen, verhaftet. Sie wollten die dortige Räterepublik unterstützen. Wegen Diebstahls von Armeeeigentum musste Rakwetz schließlich ins Gefängnis und saß ein Jahr in der Haftanstalt Stein an der Donau ein. 1923 trat er in Linz dem Republikanischen Schutzbund bei.¹

Februarkämpfer

Am 25. Jänner 1925 wurde in Linz sein Sohn Theodor jun. geboren. Rakwetz sen. arbeitete zuerst für eine Bau-firma und von 1926 bis 1934 in der sozialdemokratischen Druckerei Gutenberg. Er war in der SDAP und im Arbeiter-Feuer-

bestattungsverein *Die Flamme* aktiv. In letzterer gehörte er zur Landesleitung und war auch Leiter der Ortsgruppe Linz. Weiters engagierte er sich bei den Arbeiterturnern bzw. im Wehrsport.²



Theodor Rakwetz jun. (stehend) und Theodor Rakwetz sen. (Mitte) mit den Schutzbündlern Johann Dittrich (links) und Franz Berger (rechts). Alle vier meldeten sich 1941 bei Kriegsausbruch freiwillig zur Roten Armee und fielen als Partisanen.

Theodor Rakwetz sen. nahm in der 51. Abteilung des Republikanischen Schutzbundes, der Wehrtturnerabteilung, eine führende Position ein. Er betätigte sich auch als militärischer Ausbilder und nach dem Verbot des Schutzbundes im Jahr 1933 in der Herstellung und beim Transport von Waffen. Am 8. Februar 1934 wirkte Rakwetz sen. am Beschluss, Widerstand zu leisten, mit. Am 12. Februar 1934 organisierte er an maßgeblicher Stelle die Bewaffnung der rund 80 Schutzbündler im Linzer Hotel Schiff und kämpfte dort aktiv mit. Rakwetz sen. dürfte danach nicht inhaftiert worden sein, denn Anfang März 1934 flüchtete er in die Tschechoslowakei, wo er der Kommunistischen Partei Österreichs beitrug.

Mit dem ersten Schutzbund-Transport kam Rakwetz sen. im April 1934 in die Sowjetunion, wo er in Moskau in einer Druckerei, im Exekutivkomitee der *Internationalen Roten Hilfe* (MOPR) und in verschiedenen Großbetrieben arbeitete.³ Bis 1936 studierte Rakwetz sen. an der Kommunistischen Universität der nationalen Minderheiten des Westens (KUNMZ), einer Einrichtung der Kommunistischen Internationale zur

Ausbildung von Parteikadern. Seine 1903 in Linz geborene Frau Leopoldine und sein Sohn kamen aus Linz nach Moskau nach, wo sie im Schutzbundhaus wohnten. Hier lebte die Witwe des hin-

gerichteten Schutzbundführers Karl Münchreiter neben der Familie Rakwetz.⁴ Anders als in Karl R. Stadlers Buch über die Schutzbund-Emigration angeführt, gingen Vater und Sohn Rakwetz nicht nach Spanien, um sich den Internationalen Brigaden anzuschließen. Dies wäre bei Rakwetz jun. allein aufgrund des Alters nicht möglich gewesen.⁵

Fallschirmkundschafter

Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion kamen Rakwetz jun. und sen., die seit Jänner 1941 die sowjetische Staatsbürgerschaft besaßen, zum Einsatz in der Roten Armee. Zusammen mit anderen Österreichern, unter ihnen auch Hugo Müller⁶ aus Linz, wurde Rakwetz sen. zum Fallschirmkundschafter, d.h. für den Einsatz hinter der Front, ausgebildet. Auch sein Sohn durchlief eine ähnliche Ausbildung. Er war mit gerade einmal 18 Jahren der jüngste Österreicher in der Sowjetunion, der Fallschirmkundschafter werden sollte. Der Auftrag von Theodor Rakwetz jun. und sen. war die Erkundung von Truppentransporten und Industrieverlagerungen. Im Mai 1943 landeten sie jedoch 30 Kilometer

vor dem vereinbarten Punkt in der Nähe von Berlin und wurden unmittelbar nach der Landung festgenommen. Zumindest Theodor Rakwetz sen. soll vorerst in Königsberg festgehalten worden sein. Die Gestapo Wien registrierte die beiden schließlich am 22. März 1944.

Den Unterlagen zufolge zwang sie Theodor Rakwetz sen. und jun. zu einem so genannten „Funkspiel“. Das bedeutet, sie hätten den sowjetischen Funkpartnern falsche Angaben im Auftrag der Gestapo liefern sollen. Zumindest von Rakwetz jun. ist bekannt, dass er versuchte, im Rahmen eines „Funkspiels“ (unter dem Namen „Haushamerfeld“) die sowjetischen Stellen zu warnen. Dieser „Spielverrat“ bedeutete das Todesurteil. Sein Vater war bereits am 19. Juli 1944 in das KZ Mauthausen eingeliefert worden, Rakwetz jun. wurde am 13. Oktober 1944 von der Gestapo Wien dorthin überstellt. Am 14. Oktober 1944 starben beide im KZ Mauthausen: Rakwetz sen. angeblich im „Arrest“, bei Rakwetz jun. findet sich in den Unterlagen des Lagers der Eintrag „auf Befehl des RF-SS (Reichsführer SS, Anm.) erhängt“.⁷ Am selben Tag wurde noch ein weiterer Fallschirmkundschafter – das KPD-Mitglied Georg Kennerknecht – im KZ Mauthausen ermordet.⁸

Nach 1945 waren Leben und Wirken von Theodor Rakwetz jun. und sen. nur wenigen bekannt. In kommunistischen Publikationen fanden die Namen der beiden ermordeten Widerstandskämpfer zwar schon früh Erwähnung,⁹ eine Erinnerung oder Würdigung im öffentlichen Raum fand jedoch nicht statt. 1977 erhielten Theodor Rakwetz jun. und sen. posthum das Ehrenzeichen für Verdienste um die Befreiung Österreichs verliehen. Die Witwe Leopoldine Rakwetz, die nach 1945 wieder nach Österreich zurückgekehrt war, war Mitglied im KZ-Verband. 2009 erwähnte der Schriftsteller Erich Hackl am Rande eines Textes über die ermordete Linzer Widerstandskämpferin Gisela Tschofenig auch Theodor Rakwetz, Vater und Sohn.¹⁰ Genauere Forschungen zur Biografie der beiden, zu ihrem Einsatz im Zweiten Weltkrieg und zu den Umständen ihres Todes im KZ Mauthausen sind noch ausständig. Dies sowie eine würdige Ehrung dieser beiden vergessenen Linzer Widerstandskämpfer in ihrer Heimatstadt wären mehr als angebracht.

FLORIAN SCHWANNINGER

Anmerkungen:

1/ Vgl. die biografischen Angaben in Hans

Schafranek: Im Hinterland des Feindes: Sowjetische Fallschirmagenten im Deutschen Reich 1942–1944, in: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Jahrbuch 1996. Wien 1996, S. 10–40, hier S. 14 und 36f.; Charlotte Rombach: Im Kampf gegen Nazi-Deutschland. Österreicherinnen und Österreicher in der Roten Armee 1941–1945. Wien 2016, S. 87f. (beide gestützt auf den Lebenslauf im Komintern-Personalakt von Theodor Rakwetz sen., RGASPI 495/187/504).

2/ *Tagblatt*, 3.2.1928, 13.2.1930, 27.2.1930 und 18.3.1932.

3/ Zu seiner Tätigkeit siehe auch: DÖW (Hg.): Österreicher im Exil. Sowjetunion 1934–1945. Wien 1999, S. 174 und 250.

4/ Lilli Beer-Jergitsch: Gespräch mit Frau Leopoldine Münichreiter (Jänner 1970), in: *Zeitgeschichte*, 7. Jg. (1979/80), Nr. 7–8, S. 277–287, hier S. 284.

5/ Karl R. Stadler: Opfer verlorener Zeiten. Die Geschichte der Schutzbund-Emigration 1934. Wien 1974, S. 225.

6/ Zu Müllers Biografie vgl. Florian Schwanninger: Hugo Müller. Biographie eines Widerstandskämpfers (Texte und Materialien zu Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich, Bd. 6). Linz: KZ-Verband/VdA OÖ 2017.

7/ Datenbank der KZ-Gedenkstätte Mauthausen.

8/ Schafranek: Hinterland, S. 38.

9/ Um Oberösterreich. Der 13. oberösterreichische Landesparteitag der KPÖ. Linz 1946, S. 6; Rakwetz – Vater und Sohn. Erinnerung an tapfere Freiheitskämpfer, in: *Volksstimme*, 9.2.1984.

10/ Erich Hackl: Tschofenigweg. Legende dazu, in: Alfred Pitterschscher (Hg.). Linz. Randgeschichten. Wien 2009, S. 157–202, hier S. 190f.

Heimo Halbrainer: „Wenn einmal die Saat aufgegangen, ...“ Letzte Briefe steirischer Widerstandskämpferinnen und -kämpfer aus Todeszelle und Konzentrationslager. Graz: CLIO 2019, 360 S., 20,-

Im Jahr 2000 erschien bei CLIO unter dem Titel „In der Gewissheit, dass Ihr den Kampf weiterführen werdet“ die von Heimo Halbrainer herausgegebene etwas mehr als 200 Seiten starke Sammlung von „Briefe[n] steirischer WiderstandskämpferInnen aus Todeszelle und KZ“. Damals steckte nicht nur der *Verein für Geschichts- und Bildungsarbeit CLIO* noch in den Anfängen, den Halbrainer mitbegründet hatte und dessen Leiter wie des gleichnamigen Verlags er bis heute ist, sondern – „es war auch der erste Versuch, einen Überblick über den Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Steiermark vorzulegen und das NS-Terrorregime in der Steiermark zu dokumentieren“, so Halbrainer heute.

Seit langem ist dieses Buch vergriffen, weshalb von verschiedenen Seiten eine Neuauflage angeregt wurde. Aber da „in den letzten zwei Jahrzehnten“, so Halbrainer im Vorwort des neuen Buches, „neue Dokumente sowie Briefe und Kassiber von Steirern aus den Konzentrationslagern und Todeszellen aufgefunden worden“ waren, entschloss er sich, das Werk völlig zu überarbeiten, zu erweitern und neu auszurichten. Es enthält nun Briefe von 68 Hingerichteten oder in Konzentrationslagern Umgekommenen bzw. Briefe an diese, was eine Erweiterung um mehr als 40 Prozent gegenüber der Ausgabe aus dem Jahr 2000 bedeutet.

Nach einer fundierten Einleitung über Widerstand und Opposition in der Steiermark von 1938 bis 1945 sind die Briefe in vier Kapitel gegliedert: 1.) Wehrdienstverweigerer und Deserteure (14), 2.) politisch organisierte WiderstandskämpferInnen (38), 3.) Priester (4), 4.) Konzentrationslagerhäftlinge (12). Jeder dieser Abschnitte ist mit einer knappen sachlichen Einleitung versehen, z.B. zur Militärgerichtsbarkeit oder zum Volksgerichtshof. Darüber hinaus gelingt es Halbrainer, durch kurze Biografien den einzelnen Opfern des NS-Regimes, den tatsächlich bewundernswerten WiderstandskämpferInnen der Steiermark, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Oftmals bezieht er in seine Würdigung auch die Angehörigen mit ein und nimmt auch Bezug auf die Nachgeschichte, etwa durch Denkmäler, Straßenbenennungen oder Bücher (z.B. „Familie Salzmann“ von Erich Hackl).

Der Titel des fein illustrierten Buches geht zurück auf den Abschiedsbrief des kommunistischen Architekten Herbert Eichholzer vom 6. Dezember 1942 an Gustav Scheiger, den ehemaligen Sekretär der Sezession Graz, der mit den Worten endet: „Wenn einmal die Saat aufgegangen, wenn unser damaliges Wollen sichtbare Früchte tragen wird, wenn das Verständnis für unsere Art auch da bei uns unten einmal anklingt, dann Gustav und ihr anderen, denkt an Euren Herbert!“ Eichholzer wurde am 7. Jänner 1943 in Wien hingerichtet.

Die gut besuchte Präsentation des Werks am 20. Mai dieses Jahres im Schwurgerichtssaal des Landesgerichts für Strafsachen in Graz gestaltete sich in zweierlei Hinsicht eindrucksvoll. So las der steirische Schauspieler August Schmölzer, den ein breiteres Publikum aus verschiedenen Fernsehserien kennen dürfte, beeindruckend aus einigen Briefen. Bereits lange davor hatte er sich um

die Neuauflage der Briefsammlung bemüht und diese auch finanziell unterstützt. Andererseits hielt Caroline List, die Präsidentin des Landesgerichts, eine bemerkenswerte Rede, in der sie zum einen darauf hinwies, dass in eben diesem Saal das Verfahren gegen Franz Murer, „den Schlächter von Wilna“ im Jahr 1963 „trotz massiver Belastungsbeweise mit einem Freispruch endete“, zum anderen aber auch erwähnte, dass 2018 der Film „Murer – Anatomie eines Prozesses“ hier in diesem Saal in Anwesenheit des Regisseurs gezeigt worden war. Darüber hinaus zitierte sie auch eine Passage aus jenem Brief, den Richard Zach in dem im selben Haus untergebrachten Gefängnis im Dezember 1942 an „Meine Lieben“ geschrieben hatte: „Wie können sich die Strohfiguren, die mich daraufhin als ‚Verbrecher‘ in ihren glatten Paragraphen erwürgen wollen, wie dürfen sich diese fühllosen Fratzen ‚Richter‘ nennen, sich als Wahrer der Gerechtigkeit aufspielen?! Ihr, ich – wir, die wir jetzt, aber nicht lange mehr mit Leib und Leben diesen Henkern ausgeliefert sind – sollen wir uns vor den lächerlichen Urteilsprüchen verzweifelt beugen? Nie!“

Caroline List verschonte die ZuhörerInnen mit billigen Phrasen über den „Rechtsstaat“. Stattdessen scheute sie sich mit einer abschließenden Überlegung nicht davor, die NS-Justiz in einen allgemeinen Zusammenhang zu stellen und mit dem Heute in Verbindung zu setzen: „Richter vollziehen mit ihrer Rechtsprechung das vom Staat vorgegebene Recht. Sie verkörpern die staatliche Streitschlichtung und den staatlichen Strafanspruch. Sie sind zu allen Zeiten dadurch der Macht sehr nahe. Dass aus Richtern keine Henker werden, die mit ihren glatten Paragraphen die ihnen Ausgelieferten erwürgen, ist, so meine ich, auch eine Motivation für dieses Buch, dessen Präsentation deshalb hier an diesem Ort besonders gut aufgehoben ist.“

KARL WIMMLER

Gerhard Senft: „Auf uns sind die Blicke der Welt gerichtet...“ Die Rätebewegung in Ungarn 1919. Norderstedt: Edition FZA 2019, 152 S., 15,90 Euro

Am 21. März 1919 wurde die ungarische Räterepublik ausgerufen. Sie hätte ein Modell für eine weltweite Revolution werden können, gerade weil sich der Übergang friedlich und gemeinsam mit linken SozialdemokratInnen, aber auch AnarchistInnen vollzog. Lenin traute der Revolution aufs erste nicht, ge-

rade weil der Umsturz unblutig verlief. Unter den zahlreichen Neuerscheinungen zu den Revolutionen und Revolutionsversuchen der Jahre 1918/19 droht das Buch von Gerhard Senft in der Öffentlichkeit unterzugehen. Dabei sind Veröffentlichungen zur ungarischen Räterepublik im deutschen Sprachraum eher dünn gesät. Schon allein aus diesem Grund wäre diesem Text eine größere Verbreitung zu wünschen.

Ich beginne mit den negativen Beurteilungen. Das unansehnliche Äußere dieses Bandes wird nicht gerade verkaufsfördernd wirken. Der Text ist relativ kurz, und besonders die Teile, die die Vorgeschichte behandeln, sind manchmal so oberflächlich, dass sich die Frage stellt, ob sie überhaupt notwendig gewesen wären. Ein inhaltliches Lektorat hätte dem Buch gut getan, manches hätte durch einen einzigen zusätzlichen Satz verständlicher gemacht werden können.

Trotz dieser Schwächen war dieses Buch seit langem das erste, in dem ich neue und entscheidende Aspekte über die ungarische Räterepublik kennenlernen konnte. Das ist sicher der Person des Autors geschuldet, der nicht nur auf die Rolle des Anarchismus in den ungarischen Revolutionen eingeht, sondern den Schwerpunkt auf die in jeder Revolution entstehenden Selbstverwaltungsstrukturen setzt. Er beschreibt die autonome Funktion der 1918 entstandenen „Arbeiter- und Soldatenräte“, deren Bedeutung für die 133 Tage der Räterepublik, sowie ihr Zurückdrängen durch den „Revolutionären Regierenden Rat“, der schließlich bis auf Ausnahmen die Entscheidungen traf und dessen Regierung von kommunistischen Parteikonzeptionen bestimmt wurde.

Den Kern des Buches bildet die Beschreibung der konkreten Maßnahmen der Räterepublik, die sozialen und kulturellen Einsätze, aber auch die Fehler bei der Verwaltung von Fabriken und der Güter auf dem Land. Damit wird die Begeisterung der Massen am Anfang und deren Entfremdung danach erklärt. Der Wirtschaftswissenschaftler Senft betont die gescheiterte Geldpolitik als Problem für das Regime. Spitzen gegen „marxistische Sichtweisen“ hätte er sich ersparen können, weil die Beschreibungen auch ohne diese aussagekräftig sind. Während in anderen Texten zur Räterepublik die militärische Niederlage ins Zentrum gestellt wird, sind es hier die (möglichen) revolutionären Veränderungen für die Bevölkerung, die sonst gerne vernachlässigt werden.

Für bürgerliche Beschreibungen ist der „Rote Terror“ entscheidend, der vom gewaltfreien Anarchisten Senft nur als ein Aspekt betrachtet wird. Sichtbar wird die Position des Autors in den Schlussbetrachtungen, wenn die Kritik des österreichischen Anarchisten Pierre Ramus (Rudolf Großmann) eine prominente Position einnimmt. Wertvoll ist dieses Buch aber auch durch den dokumentarischen Anhang mit Texten von ZeitgenossInnen. Das Buch gibt trotz seiner Kürze mehr Aufschluss über die konkreten Lebensverhältnisse in der Revolution als andere mir bekannte Texte.

ROBERT FOLTIN

Gerhard Oberkofler/Manfred Stern: Leo (Jonas Leib) Stern. Ein Leben für Solidarität, Freiheit und Frieden. Innsbruck, Wien, Bozen: Studien-Verlag 2019, 292 S., 29,90 Euro

Leo Stern zählt zweifellos zu den bemerkenswertesten Persönlichkeiten der deutschsprachigen ArbeiterInnenbewegung. Sein Lebensweg eignet sich dafür, die Geschichte Mitteleuropas im 20. Jahrhundert nachzuzeichnen. Geboren wurde Leo Stern als Jonas Leib Stern 1901 in Woloka, einem Dorf unweit von Czernowitz im Randgebiet der Habsburgermonarchie. „Die Familie Stern gehörte zu den völlig verarmten jüdischen Familien in der Bukowina“, beschreibt der Innsbrucker Historiker Gerhard Oberkofler die Ausgangssituation in der politischen Biografie Leo Sterns. Oberkofler hat in enger Zusammenarbeit dessen Sohn Manfred Stern biografische Details aus dem Leben Leo Sterns in einen Zusammenhang mit den großen politischen Ereignissen des 20. Jahrhunderts gestellt.

Der Erste Weltkrieg war das erste für den weiteren Lebensweg Leo Sterns entscheidende Ereignis. Wie hunderttausende andere floh die Mutter Jetti Stern, geb. Korn, mit den jüngeren Kindern vor den Kampfhandlungen Richtung Westen. Viele jüdische BewohnerInnen Galiziens und der Bukowina setzten auf Unterstützung durch bereits in Wien lebende Verwandte, jedoch: „Die Wiener Willkommenskultur war überschaubar. Ende des Schuljahres 1915/16 entschloss sich Jetti Stern zur Flucht und kam mit ihrem jüngsten Sohn L(eo) St(ern) und den noch bei ihr wohnenden Töchtern nach Salzburg.“ Der Aufenthalt hier blieb eine Episode. Nach Ende des Kriegs kehrte die Mutter mit den Kindern nach Czernowitz zurück. Doch für Leo Stern währte auch dieser Aufenthalt,



Alfred Klahr Gesellschaft

Verein zur Erforschung der
Geschichte der Arbeiterbewegung

Österreicherinnen und Österreicher in der DDR

Eine Veranstaltung der Alfred Klahr Gesellschaft zum
70. Jahrestag der Gründung der DDR

Vortragende:

Dr. **Sabine Fuchs** (Wien), Historikerin und Filmemacherin
Claudia Nier (Berlin), Architektin, Mitarbeiterin für Medien- und
Öffentlichkeitsarbeit der Fraktion DIE LINKE im Bundestag



KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen wie Hanns Eisler, Walter Felsenstein, Wolfgang Heinz, Walter Hollitscher, Georg Knepler, Erika Pelikowsky, Mitja Rapoport, Leo Stern, Otmar Suitner sowie Fred und Maxie Wander sind die wohl bekanntesten ÖsterreicherInnen, die in der DDR wirkten. Insgesamt lebten jedoch zwischen 10.000 und 20.000 ÖsterreicherInnen ständig bzw. zeitweise in der DDR. Über ihre Motive und Lebensbedingungen spricht die Historikerin **Sabine Fuchs**.

Die zweite Vortragende **Claudia**

Nier ist die Tochter des österreichischen Spanienkämpfers Max Bair und der antifaschistischen Widerstandskämpferin Leopoldine Morawitz (Bair), die ab 1950 in der DDR lebten und arbeiteten.

Montag, **7. Oktober 2019**, 19.00
transform!, Gußhausstraße 14/3, 1040 Wien

Mitteilungen der ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Herausgeber und Medieninhaber:

ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Präsident: Walther Leeb

Redaktion und Grafik: Manfred Mugrauer

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Robert

Foltin, Gisela Hormayr, Christian Kaserer,

Simon Loidl, Thomas Neuhold, Helmut

Rizy, Florian Schwanninger, Robert Strei-

bel, Karl Wimmeler

Adresse: Drechslergasse 42, 1140 Wien

Telefon: (+43-1) 982 10 86

E-Mail: klahr.gesellschaft@aon.at

www.klahrgesellschaft.at

Vertragsnummer: GZ 02 Z 030346 S

Österreichische Post AG

Sponsoring-Post

P.b.b., Verlagspostamt 1140 Wien

AKG-Spendenkonto

IBAN: AT66 6000 0000 9202 3930

BIC: OPSKATWW

wie so viele in den kommenden Jahren, nur kurz. Nach Beendigung der Schule ging er zum Studium nach Wien und näherte sich hier der Arbeiterbewegung an. Er begann als Vortragender an Volkshochschulen zu lehren und trug bei Bildungsveranstaltungen sozialdemokratischer Parteiorganisationen vor. Der Februar 1934 war für Stern wie für tausende andere ein entscheidender biographischer und politischer Wendepunkt. Nach dem Ende der Kämpfe wurde Stern für mehrere Monate im Anhaltelager Wöllersdorf inhaftiert. Danach schloss er sich der illegalen KPÖ an. Die Repression nahm zu, und bereits im Oktober 1935 musste Stern nach Prag flüchten. Ein weiterer – nur wenige Monate dauernder – Aufenthalt für Stern, der mittlerweile zu einer wichtigen Persönlichkeit der KPÖ geworden war. Die nächs-

ten Stationen waren Moskau, wo er an der Lenin-Schule arbeitete, und Spanien, wo er nach einer kurzen militärischen Ausbildung an den Kämpfen der Internationalen Brigaden teilnahm. Zurück in Moskau, arbeitete Stern wie zuvor als Lektor und Redakteur. Der Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion beendete diese Episode – Stern meldete sich freiwillig zur Roten Armee. Nach der Befreiung wirkte er für einige Jahre im wiedererstandenen Österreich. Er nahm am politischen Aufbau teil und lehrte an der Universität. 1950 erteilte Stern, dessen akademische Laufbahn in Wien durch Antikommunismus und Antisemitismus faktisch verunmöglicht wurde, ein Ruf an die Universität Halle. In den folgenden Jahrzehnten wurde Leo Stern zu einem der einflussreichsten Historiker der DDR. Er starb 1982 in Halle.

Oberkofler zeichnet den Lebensweg Sterns anhand vieler Quellen und Originaldokumente nach. Dutzende Weggefährten Sterns, darunter zahlreiche bekannte Persönlichkeiten der internationalen ArbeiterInnenbewegung, kommen zu Wort und tragen während der Lektüre des vorliegenden Buches zu einem lebendigen Gesamtbild bei. Mehrere vollständig abgedruckte Texte von Leo Stern ermöglichen den LeserInnen zudem, sich unmittelbar mit dem Denken des Historikers vertraut zu machen. Das Buch dient somit nicht nur als Überblick über das Leben und Wirken Sterns, sondern auch als kleine Quellensammlung. Einige polemische Bemerkungen des Autors über Personen, die ansonsten kaum eine Rolle spielen, sind indes etwas schwer nachzuvollziehen.

SIMON LOIDL